

DAS MESSER

Eine Geschichte aus dem Lockdown, von Hitchcock inspiriert



von Berthold von Kamptz

Das Messer

Eine Geschichte aus dem Lockdown, von Hitchcock inspiriert

von Berthold von Kamptz

Es begann am Abend des 14.12.2020 in Hamburg. Kurz vor dem 3. Lockdown, der in der Nacht vom 15. zum 16.12. in Kraft treten sollte. Alles würde wieder stillstehen. Ich saß im Wohnzimmer vor dem Computer bei meiner Jobsuche im Internet.

Unruhig, nervös und leicht depressiv.

Ich stieß im Netz auf neue Corona-News. Nachrichten, die auf mich explosiv wirkten und mein Unbehagen steigerten: "Mehr als 300.000 Tote in den USA ... Höchste Corona-Warnstufe in London, neue Virus-Variante – Hauptstadt-Clubs der Fußball-Premier-League müssen wegen der Corona-Maßnahmen ohne Fans auskommen ... UNESCO fordert Priorisierung von Lehrern bei Impfung ... Tschechien verschärft Regeln vor Weihnachten ... Südafrika verschärft Restriktionen ... Die Niederlande ab Dienstag im Lockdown ... Mallorca verschärft zu Weihnachten Maßnahmen ... Deutschland steht ab Mittwoch, 16.12.2020 still – neuer harter Corona-Lockdown ... Das Robert-Koch-Institut meldet 16.362 Corona-Neuinfektionen binnen 24 Stunden – 400 Fälle mehr als am vergangenen Montag! Sieben-Tage-Inzidenz (gemeldete Neuinfektionen pro 100.000 Einwohner innerhalb von sieben Tagen), stieg auf weiteren traurigen Höchststand von 176,4... Gesundheitsämter melden 188 neue Todesfälle binnen 24 Stunden – vor genau einer Woche war dieser Wert bei 147 ... Am Freitag, 29.875 erfasste Neuinfektionen und 598 Corona-Tote innerhalb eines Tages ..." All das las ich.

Ich nahm alles verschwommen wahr wie durch einen Filter und als ob ich nicht ganz da wäre – innerlich längst abgedriftet in meine Träume, in eine bessere Welt, in der es kein Corona gab und in der alles besser war.

Zunächst überflog ich nur die Überschriften, dann einige vereinzelte Textpassagen. Mir wurde das Ausmaß der Corona-Pandemie bewusst. Ja. Wir leben in kritischen Zeiten mit denen man nur schwer fertig werden kann (laut Bibel) und keiner weiß, was kommen würde in der Zeit mit hohen Inzidenzwerten.

Neben dem Computer lag die geöffnete Zeitung, auch darin die gleichen Schlagzeilen: "Corona, Corona, Corona..." Kurz zusammengefasst: Schlechte Nachrichten. Einiges war vielleicht übertrieben dargestellt. Viel Hysterie und Panikmache (was bei vielen Berichtserstattungen dazugehörte), wie mir auffiel. Aber trotzdem ließen sich die hohen Infektions-Zahlen und die vielen Toten nicht wegwischen. Ja. Corona war weltweit ein großes Problem. Und die wirtschaftlichen Folgen der Corona-Maßnahmen – Jobverlust, Pleiten, viele Selbstmorde, Angst, Unsicherheit – all das würde uns noch lange beschäftigen ...

Ich trank einen Schluck Wein. Dann trank ich Bacardi-Cola – auch, um mich zu beruhigen. Und guckte einen Horrorfilm, einen Film mit Werwölfen: *Das Tier* von 1981. Aber bald hatte ich genug. Ich schaltete mitten drin ab, weil mir die Augen zufielen, und wollte schlafen gehen! Mein Sohn Christian und meine Frau Anna schliefen schon. Auf der oberen Etage in unserem Haus. Als ich hoch gehen wollte, um mich zu Anna ins Schlafzimmer zu legen, fiel mein Blick auf die Rechnungen, die ich im Wohnzimmer auf die Fensterbank gelegt hatte.

Sofort wurde ich wacher! Und ich dachte trotz meiner Müdigkeit sofort wieder an meine offenen Rechnungen UND an meine finanziellen Probleme. Und so beschloss ich, vor dem Schlafen noch kurz die Rechnungen durchzugehen: Telefon. Wasser, Strom. Wenigstens dies erledigen!

Das war alles noch nicht bezahlt und ich konnte das auch nicht mehr bezahlen. Ich hatte als Grafiker durch die Corona-Krise keine Aufträge mehr, war fast pleite und brauchte dringend irgendeinen Auftrag. Meine Job-Suche in Hamburg aus dem Homeoffice war bisher vergeblich geblieben.

Ich griff mir also den Poststapel von der Fensterbank, setzte mich auf die Couch, guckte ihn am Wohnzimmertisch durch. Mir fiel mir auf, dass die Stromrechnung zwar schon von mir bezahlt worden war, aber Telefon und Wasser noch nicht! Da ich nicht genug Geld hatte würde ich wieder meinen Vater um Hilfe bitten müssen, der als ehemaliger Buchhalter nur eine schmale Rente bezog!

In mir begann es zu kribbeln. Die Unruhe, die ich schon vorher hatte (die mal mehr, mal weniger vorhanden war), breitete sich in mir immer mehr aus.

"Es reicht nicht, wenn ich mich nur am Tag mich auf Jobsuche begeben. Ich muss jetzt diese Nacht schon mehr tun als nur Rechnungen durchzugucken! Ich muss jetzt sofort weitermachen, einen Job zu suchen! Wenigstens damit beginnen! Ich kann doch jetzt nicht einfach nur im Wohnzimmer herumsitzen und nichts tun, wenn ich kurz vor der Pleite stehe", dachte ich verzweifelt.

Ich erinnerte mich, dass mir am Morgen beim Durchstöbern eines Zeitungsstapels eine Anzeige aufgefallen war. Es war ein tolles Jobangebot aus Berlin! Ein Mann wollte seinen Lamborghini gemalt haben. Heute früh war ich beim Lesen von meinem Sohn Christian unterbrochen worden, der Hilfe bei den Schulaufgaben gebraucht hatte. Nun fiel es mir wieder ein. Ich wusste nicht mehr, welche Zeitung es gewesen war (in meinem Wissensdrang über die Corona-Pandemie kaufte ich immer verschiedene Zeitungen, wenn ich mir das leisten konnte). Also ging ich zum Wohnzimmerschrank, griff mir den Zeitungsstapel (von denen ich das meiste aussortiert hatte und wegschmeißen wollte), ging damit wieder zum Tisch, setzte mich in den Sessel und begann, Zeitungen zu sortieren, mir Anzeigenteile herauszusuchen.

Das fiel mir schwer, weil ich inzwischen ziemlich müde und erschöpft war – auch wegen der Schlafstörungen, die mir die Sorgen der letzten Zeit bereitet hatten.

Ich suchte und suchte.

Endlich fand ich die Zeitung mit der Anzeige. Ich schlug den Anzeigenteil auf und prüfte hastig das Datum. Die Zeitung war vom letzten Donnerstag, dem Tag, an dem wöchentlich der Anzeigen-Sonderteil erscheint. "Da habe ich einmal Glück gehabt", dachte ich euphorisch und meine Müdigkeit verschwand fast völlig. Ich las mir die Anzeige noch einmal genau durch: Ein Herr Keppler aus Berlin-Grunewald hatte inseriert und seine Telefonnummer angegeben. Er wollte tatsächlich seinen neuen Lamborghini gemalt haben! "Bestimmt haben sich schon über das Wochenende viele Leute auf die Anzeige gemeldet. Vermutlich ist der Job ist jetzt, am Montag, schon vergeben.", dachte ich pessimistisch. "Doch ich werde das versuchen. Vielleicht habe ich Riesen-Glück", machte ich mir Mut. Da es schon etwa 23 Uhr war, zögerte ich zunächst, sofort anzurufen und wollte das auf morgen früh verschieben. Doch ich konnte nicht warten. Ich musste anrufen. Sofort. Ich brauchte Geld!

Also holte ich mein Handy aus der Hosentasche und rief doch sofort an. "Hallo? Keppler?", hörte ich eine gelangweilte männliche Stimme. "Hier ist Anton Meissner. Ich melde mich auf Ihre Anzeige. Entschuldigung, dass ich so spät anrufe", sagte ich. "Das macht nichts. Ich bin ja noch wach und arbeite noch im Homeoffice", antwortete die Stimme. „Ich arbeite auch im Homeoffice. Arbeiten Sie auch noch jetzt, so spät?“, fragte ich. "In der Coronakrise muss man mehr arbeiten", sagte Keppler ruhig. "Sie suchen einen Maler, der Ihren Lamborghini malt. Ist das noch aktuell?", fragte ich. "Ja. Es hatten sich mehrere gemeldet. Ich vergab den Auftrag an einen Bekannten

von mir – einen Künstler. Er bekam es aber nicht so hin, wie ich es mir vorgestellt hatte. Er hatte sich wohl selbst überschätzt", sagte Keppler. "Was hat er falsch gemacht?", fragte ich neugierig. "Er konnte einfach nicht malen. Ich will das alles sehr realistisch haben. Was machte er? Er malte den Lamborghini krumm und schief. Ich wollte das so haben: Lamborghini und der Hintergrund sollten wie ein Gemälde von Christian Schad gemalt sein. Christian Schad. Neue Sachlichkeit, den kennen Sie sicherlich", meinte er. "Ja, sicher", antwortete ich. "Die Maße müssen stimmen. Und der Hintergrund ist wichtig! Kriegen Sie das hin?", fragte er. "Ja, sicher", meinte ich überzeugt.

Ich erzählte ihm daraufhin meine Qualifikationen als Grafiker und Maler. Als ich zu ende geredet hatte, sagte er erfreut: "Das hört sich gut an. Dann haben Sie ja die nötigen Qualifikationen. Ich denke, dann können Sie meinen Lamborghini malen, so wie ich das haben will! Ich erkläre Ihnen genau wie ich mir das vorstelle. Sie müssen kommen und alles genau ausmessen..." Und er erklärte mir haarklein, wie er sich das Bild vorstellte. Schon am nächsten Tag sollte ein weiteres Vorgespräch stattfinden.

Er war sehr anspruchsvoll. Und ich war selbstsicher. Vielleicht zu selbstsicher. Malen konnte ich. Vieles hatte ich beim Kommunikations-Design-Studium – was früher Grafik-Design hieß – gelernt. "Das kriege ich hin. Ich hatte auch schon Ausstellungen. Meine Bilder wurden fast immer gelobt. Ich werde Ihnen ein schönes Lamborghini malen", versicherte ich ihm überzeugend. Zu meiner Freude übertrug er mir mündlich den Auftrag, trotz des nächtlichen Anrufes.

1000 Euro wollte er mir für das Ölbild zahlen! „Ich muss mir sehr viel Mühe geben, denn er scheint ein Perfektionist zu sein“, dachte ich. Mir war bei dem Telefonat klar geworden, dass Keppler kein Experte in Sachen Kunst war – sonst würde er mir mehr vertrauen. Aber er wollte vermutlich aus Prinzip die Kontrolle über alles und gab sich kunstgebildet. Er schien einer von den versnobten Vermögenden zu sein. Nicht, dass ich etwas gegen die Vermögenden im Allgemeinen hätte – es gab darunter auch Menschen mit guten Charaktereigenschaften (ich wollte auf keinen Fall verallgemeinern!). Aber der gehörte nicht zu den Netten, sondern war einer dieser arroganten Neureichen, vermutlich ein Erbe, der „auf wichtig“ machte und das mochte ich nicht.

Aber ich brauchte den Auftrag! Ich musste mir nur vor Ort Fotos als Vorlage machen und die Farben mit Herrn Keppler besprechen. Ein weiteres Vorgespräch sollte schon am übernächsten Tag sein. Leinwände hatte Keppler schon und wollte sie mitbringen. Dann würde es losgehen: Ich würde mit dem mündlichen Auftrag morgen früh, am 15.12., von Hamburg Nord nach Berlin fahren, nach meiner Rückkehr in Hamburg das Bild in den gewünschten Farben und mit dem gewünschten Hintergrund malen. Herr Keppler – ein wohlsituerter Makler – würde das Geld bezahlen, sobald er das fertige Bild in Händen hätte. So war der Plan. Und ich war euphorisch. Da gab es bestimmt noch andere Jobs in Berlin! Und ich träumte und träumte.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Die Wohnzimmertür öffnete sich und Anna erschien im weißen Nachthemd, das einen schönen Kontrast zu ihren langen, schwarzen Hasen bildete. "Du bist noch wach?", fragte ich. "Das wollte ich Dich auch gerade fragen", sagte sie.

"Anna, Ich hab´ einen Auftrag bekommen! In Berlin. Es ist so gut wie sicher!" sagte ich freudig. Sie freute sich auch und war gleichzeitig besorgt. Das sah ich sofort an ihrem Gesicht. "Was für eine Arbeit?", fragte sie etwas ungläubig. Sie konnte das kaum glauben, dass ich in der Corona-Krise einen Auftrag bekommen hatte. Das war

für die meisten Künstler und Grafiker sehr schwierig! "Ich soll einen Lamborghini von einem reichen Makler malen", sagte ich. "Das ist ja wunderbar. Dann haben wir Geld. Was kriegst Du dafür?", fragte sie. "Ich bekomme 1000 Euro dafür. Der muss aber gut werden!", sagte ich. "Das ist ja gut", sagte Anna. Und fügte noch hinzu: "Ist der Auftrag denn sicher?" "Er ist sicher. Ich mach das schon. Dieser Mann scheint ein seriöser Mensch zu sein", sagte ich und setzte hinzu: "Es gibt nur ein Problem. Ich muss nach Berlin."

Annas Gesicht wurde ernst und die Begeisterung verflog. "Was? Nach Berlin?", fragte sie. Sie konnte es kaum glauben. "Ja. Ich muss nach Berlin", sagte ich. "Nach Berlin? Bist Du verrückt? Das ist zu gefährlich! Hast Du von den hohen Infektionszahlen dort gehört? Gerade in Berlin?", schrie sie.

Ich weiß. Ich weiß. Aber ich bin fast pleite. Ich brauch das Geld. Ich muss den Auftrag annehmen", erklärte ich. "ABER NICHT IN BERLIN! Was ist, wenn Du Dich dort ansteckst? Willst Du uns dann alle mit Corona anstecken? Was ist mit Deinem Vater?", sagte sie. Es hagelte Vorwürfe und Einwände. Ich kam kaum dagegen an. "Ich weiß, dass es eine schwierige Situation ist, Anna. Aber wir haben keine andere Wahl. Es ist eine Ausnahmesituation. Wir brauchen das Geld. Dann muss ich eben ganz besonders aufpassen", versuchte ich sie zu beruhigen, "Ich muss auf Maske, Abstand und Hygiene achten. Dann stecke ich mich auch nicht an".



ANNA UND ANTON STREITEN

Anna setzte sich zu mir auf die Wohnzimmercouch und blickte mit leerem Blick aus dem Wohnzimmerfenster. "Willst du morgen hinfahren?", fragte sie. "Ja", sagte ich. „Manchmal müssen in Ausnahmesituationen harte Entscheidungen getroffen werden“, ergänzte ich. "Aber es ist gefährlich!", wandte Anna ein. "Ich sage nicht, dass es einfach ist. Aber was ist, wenn ich den Auftrag nicht annehme? Dann gehe ich vielleicht pleite. Und weißt du was es bedeutet? Ich habe dann kein Geld mehr.

Dann müssen wir unser Haus verkaufen. Dann müssen wir billige Jobs annehmen. Wir müssten dann von staatlicher Unterstützung leben, wenn wir alles verloren haben. Es würde dann Geldnot, Stress in der Familie geben. Denn mein Vater lebt auch nur von einer schmalen Rente! Obwohl er uns ab und zu hilft und Geld gibt. Er kann uns nicht retten in dieser Situation. Willst Du, dass unsere Familie an diesen Problemen kaputtgeht? Möglicherweise würde auch Christian kaputtgehen, auf die schiefe Bahn geraten. Willst Du das wirklich? Bedenk doch bitte die andere Seite", sagte ich. Und dann fügte ich entschlossen hinzu: "Ich werde morgen nach Berlin fahren und die 1000 Euro verdienen. Ich bin mir meiner Verantwortung bewusst. Ich werde aufpassen. Ich werde Maske tragen, auf Abstand gehen und mit möglichst niemanden Reden auf dem Weg hin und zurück zum Auftraggeber. Es wird schon alles gutgehen. Ich bin ja nur ein Tag oder zwei Tage da."

Ich erzählte ihr genau, was ich alles vorhatte. Es gäbe da sicherlich auch andere Jobangebote in den Zeitungen in Berlin und ich würde da bestimmt etwas finden. Andere Aufträge! Da waren gute Chancen! Besser als in Hamburg.

"Ich versuche es ja zu verstehen. Ich versuche es wirklich", seufzte sie. Dann fing sie an zu heulen. Nach einige Zeit beruhigte sie sich etwas. "Ich muss Deinen Vater anrufen! Was er davon hält. Ich habe sonst keine Ruhe", sagte sie. Dann nahm sie ihr Handy, wählte die Nummer meines Vaters und ging in die Küche. Sie wollte nicht, dass ich das Gespräch mithörte. Sie telefonierte etwa 20 Minuten mit ihm, während ich im Wohnzimmer saß und wartete. Dann kam sie ins Wohnzimmer zurück. "Und was sagt mein Vater?", fragte ich. "Er ist dagegen", sagte sie knapp. Ich schwieg. Dann sagte ich: "Unser Geld reicht nicht, um fällige Rechnungen zu bezahlen. Weißt Du, was alles noch nicht bezahlt ist? Kein Telefon, kein Wasser. Und vieles mehr ... Wir haben noch nicht einmal eine funktionierende Heizung. Und bald stellen sie das Telefon ab. Und ich kann irgendwann nicht mal mehr Schulsachen für unseren Sohn kaufen", klagte ich.

Dann wurde sie leiser: "Gehen wir ins Bett." Sie hatte sich beruhigt. Es war alles wieder in Ordnung. "Wir haben keine Probleme – nur in diesem Punkt Berlin-Reise", dachte ich. Wir gingen die Treppe hoch ins Schlafzimmer, es war ca. 0:30 Uhr. Als ich mich neben meine Frau legte, war ich fest entschlossen schon am diesen Tag (wir hatten ja schon nach 0 Uhr) nach Berlin zu fahren – entgegen dem Rat meiner besorgten Familie.

Ich schlief schlecht, wälzte mich von einer Seite auf die andere. Anna, die neben mir im Bett lag, schlief tief und fest und bekam davon nichts mit. Ich wachte immer wieder schweißgebadet auf und fühlte mich wie zerschlagen.

Ständig musste ich an die Frau denken, die mit 28 an Corona gestorben war. Ich hatte davon in der Zeitung gelesen. Nur 28 Jahre war sie alt geworden. Das kreiste mir im Kopf herum. "Bin ich das nächste Opfer?", fragte ich mich. Denn die Corona-Infektionszahlen schossen weiter alarmierend in die Höhe. Besonders in Berlin! Ich wusste auch nicht was der Lockdown noch alles bringen würde, Pleitefälle, Arbeitslose ... Ich wusste nicht, was alles noch kam ... Es dauerte wirklich lange, bis ich einschlief.

Am nächsten Morgen packte ich meine Tasche. Die Grafikmappe musste hinein und mein Handy war wichtig. Als Grafiker musste ich viele Fotos machen und da sollte ein gutes Handy nicht fehlen! Es hatte nur keine Schutzhülle – die hatte ich irgendwo in meinem Rucksack zwischen den Grafiksachen und ich wollte dort nicht alles wieder durchwühlen und danach suchen.

Anna war immer noch nicht ganz einverstanden, dass ich nach Berlin fahren wollte. Aber nachdem ich mit ihr nochmal lange geredet hatte und sie meine Argumente gehört hatte, akzeptierte sie meine Entscheidung und unterstützte mich.

Das verzögerte zwar meine Abreise aber es war für mich wichtig: Dass sie es verstand, warum ich nach Berlin fahren musste!

In der Nachmittagszeit machte Anna noch zwei Tiefkühl-Salami-Pizzen warm. Da sie wegen meiner bevorstehenden Abfahrt zu aufgereggt war, achtete sie nicht auf die Zeit. Als ich merkte, dass es nach Verbranntem roch, lief ich blitzschnell in die Küche, machte den Backofen aus und schaute hinein: Die Pizzen sahen ziemlich dunkel aus. Sie waren zwar nicht so angebrannt, dass man sie nicht essen konnte. Aber ich verlor den Appetit auf die Pizzen. Anna kam in die Küche gerannt als ich die Pizzen gerade auf den Teller legte. "Nein, die Pizzen sind verbrannt. Die Pizzen sind verbrannt", schrie sie und sie begann zu weinen. "Ist ja gut, Schatz. So schlimm ist es nicht. Sie ist nur ein bisschen an einigen Stellen verbrannt. Die kann man mit dem Messer abscheiden. Soll ich das versuchen?", beruhigte ich sie. Und so schnitt ich mit einem Küchenmesser die verbrannten Ränder ab. Nachdem ich alle verbrannten abgeschnitten hatte, hatte sich Anna beruhigt und Christian kam in die Küche. "Mögt ihr was von den Pizzen essen?" fragte ich. Christian und Anna nickten. "Gut. Dann bringe ich die Pizzen ins Wohnzimmer," sagte ich.

Wir schnitten die Pizzen jeweils in 8 Stücke. Dann griff sich jeder ein Stück und wir fingen an, zu Essen. Mir waren die Pizzen zu dunkel, zu knusprig und zu hart und ich nahm deshalb nur ein kleines Stück. Ich verschwieg, dass mir der Appetit vergangen war, weil ich Anna das Gefühl geben wollte, dass sie die Pizzen trotz des kleinen Malheurs gut gemacht hatte. Ich wollte nicht, dass sie noch mehr weinte, sondern dass sie glücklich war. Das war Liebe für mich: Der Partnerin ein gutes Gefühl geben. Anna hatte schon oft in der Corona-Krise geweint! Meistens weil wir kein Geld hatten.

Ich wollte kurz vor der Reise nach Berlin noch zum griechischen Restaurant gehen, Essen To Go. Auch das wollte ich verschweigen.

Das Essen im griechischen Restaurant bei Georgio würde bestimmt leckerer sein als diesen beiden Pizzen! Das eingepackte Essen würde ich unterwegs essen, denn später – entweder vor oder während der Berlin-Reise – würde ich bestimmt mehr Hunger bekommen. In der Corona-Krise musste ich auf vieles verzichten, was Freude machte, entweder weil die Geschäfte im Lockdown geschlossen hatten oder ich kein Geld hatte ... Aber das wollte ich mir nun vor der Berlin-Reise noch gönnen. Denn fast immer musste ich in der Corona-Krise sparen, sparen. Aber jammern wollte ich nicht. Es ging ja vielen Menschen so in der Corona-Krise und viele hatten es noch schwerer als ich. Ich konnte ja froh sein, dass ich kein Corona hatte und noch lebte. „Die Idee zum griechischen Restaurant zu gehen ist gut. Das wird auch meine Nerven beruhigen“, dachte ich.

Anna bemerkte, dass ich keinen richtigen Hunger hatte, weil ich kein weiteres Stück Pizza nahm: "Isst du nicht mehr?" "Ich habe momentan nur wenig Hunger. Deshalb esse ich nur ein kleines Stück", sagte ich. "Ach. Und wir sollen die Pizzen alleine essen, die zu lange im Backofen waren?", nörgelte Anna. "Nein. So ist das nicht gemeint. Nicht was Du denkst. In der Bahnfahrt kann mir übel werden. Deshalb esse ich nur wenig. Denn das wird eine stressige Fahrt. Vielleicht kaufe ich am Hauptbahnhof eine Wurst zum Mitnehmen", beschwichtigte ich sie (obwohl mein Entschluss zum griechischen Restaurant zu gehen, klar war). Es war eine kleine Lüge – aus meiner Sicht ein wenig aus der Not heraus.

"Es ist zu gefährlich. Ich mach mir Sorgen. Es gibt zu viele Corona-Infektionen", sagte Anna. "Ich weiß. Ich weiß. Aber wir brauchen das Geld. Ich brauch den

Auftrag, damit wir nicht pleitegehen. Fang nicht wieder mit dem Thema an. Ich werde am 16.12. wieder zurück in Hamburg sein", sagte ich. "Dann pass wenigstens auf", sagte sie. "Wie oft sagt sie das noch. Sie sagt immer dasselbe", dachte ich genervt. "Ich hab´ ganz andere Probleme. Ich brauche Geld. Das verstehst Du doch sicherlich", wiederholte ich. Dann griffen sich Anna und Christian die nächsten Stücken Pizza, während ich aus dem Fenster guckte.

Es war bewölkt. Grauer Himmel. "Vielleicht gibt es Regen. Vielleicht auch nicht", dachte ich. Das Wetter war so unklar, wie so vieles in der Corona-Ausnahmezeit. Während Anna und Christian aßen, dachte ich nach. Über meine Ehe vor der Corona-Zeit und in der Corona-Zeit. Anna und ich führten vor der Corona-Krise eine glückliche Ehe. Doch durch die Krise und die durch Corona bedingten finanziellen Probleme kam es zeitweise – wie in vielen Familien mit diesen Sorgen – auch zu Spannungen. Doch irgendwie schafften wir immer wieder die Kurve und unsere Beziehung wurde wieder stabiler – durch konstruktive, lösungsorientierte Gespräche. Wir reiften auch dadurch und das hob unsre Ehe auf ein höheres Level. Weil mein Vater uns auch ein bisschen mit Geldzuwendungen half (was jedoch nicht reichte) beruhigten wir uns auch. Das trug auch zur Stabilität unserer Familie bei: Und nun bekam ich – so sah es zumindest in meinen Augen aus – auch noch den Auftrag, den Lamborghini zu malen. Und das gab Hoffnung! Das brachte immerhin 1000 Euro ein! Und wenn sich meine Stimmung verbessern würde, würde sich auch die Stimmung in unserer Familie bessern, hoffte ich und dachte weiter: „Man kann sich mit Geld wahrhaftig nicht alles kaufen wie zum Beispiel Gesundheit – aber Geld beruhigt. Das können wirklich Arme bestätigen. Wer sagt, Geld sei in der Corona-Krise nicht wichtig, der lügt! Armut ist eine Katastrophe – besonders, wenn man Kinder und Schulden hat. Zwar nicht so schlimm wie Krankheit oder Tod. Aber trotzdem schlimm. So sehe ich das.“ Nachdem Anna und Christian ihr letztes Pizzastück gegessen hatten, verabschiedete ich mich.

"Pass auf Dich auf", sagte Anna. "Ich pass auf", sagte ich. "Du musst konsequent auf Maske und Abstand halten", beharrte sie. "Ich weiß. Ich werde aufpassen. Du musst verstehen: Der Auftrag ist wichtig für uns, denn wir brauchen das Geld", sagte ich. "Ich weiß. Aber mir gefällt immer noch nicht, dass Du weggehst. In Berlin ist es gefährlich", warnte sie mich. "Das hast Du mir alles schon gesagt, Anna. Ich werde aufpassen. Keine Sorge", versicherte ich ihr. "Sei nur vorsichtig. Alle Gute. Komm gesund wieder", sagte sie. "Alles Gute auch für Euch. Passt auf Euch auf und bleibt gesund", antwortete ich. Ich gab ihr zum Abschied einen Kuss und verließ das Haus. Als ich ging, betete sie; dass ich die Reise gut überstehen würde! "Möge ihm nichts passieren", flüsterte sie im Gebet.

Ich hatte gemischte Gefühle. Einerseits war ich froh; diesen Auftrag zu bekommen und nach Berlin zu reisen. Andererseits verließ ich meine Familie nur ungern. Das dachte ich, als ich durch die leeren Straßen zum Griechen marschierte. Ich ging zu dem griechischen Restaurant in der Nähe, das eigentlich geschlossen hatte (schon seit dem Lockdown Light ab der Nacht zum 10. und 11. Oktober). Es war nur zwei Ecken von unserem Haus entfernt und in der Nähe der Bushaltestelle. Ich wusste: Essen zum Mitnehmen (Essen To Go) ging dort immer! Und ich wusste: Giorgio, der Wirt, würde mich an diesem Wintertag nicht draußen stehen lassen.

Als ich das Restaurant erreichte, klopfte ans Fenster. Und siehe da, er kam. Er öffnete die Tür freundlich wie immer und ich durfte auch länger bleiben.

Eigentlich waren Restaurantbesuche drinnen in dieser Zeit verboten – wie schon im Frühjahrs-Lockdown und im Lockdown-Light in diesem Jahr zuvor (und in dem kommenden Lockdown würde alles noch viel strenger werden, der in dieser Nacht vom 15. bis zum 16.12.2020 beginnen würde!). Aber bei einigen Leuten machte Georgio eine Ausnahme und sie durften reinkommen und etwas trinken – zumindest so lange sie auf das von ihnen bestellte Essen warteten. So würde es mit der Polizei keine Probleme geben – falls sie kontrollieren kämen (was selten vorkam). Einige Gäste durften sogar heimlich noch länger bleiben. Georgio arbeitete mit seinen Köchen sehr hart in der Lockdown-Zeit. Auch er brauchte etwas Gesellschaft, um sich zu entspannen und nicht nur zu schufteln.

"Hallo. Wie gehts? Was magst Du bestellen?", fragte mich Georgio. "Ich will eigentlich nur eine Kleinigkeit, etwas zum Mitnehmen. Ich bin auf dem Weg zum Bahnhof und will nach Berlin fahren", sagte ich. "Dann komm rein", sagte er. Ich kam ins spärlich beleuchtete Restaurant. Dort saßen in Abstand zueinander zwei Männer, die gerade ein Bier tranken. Ihre Masken hatten sie beim Trinken unter das Kinn gezogen. Den einen Mann mit den wilden, grauen, etwas längeren Haaren und Bart kannte ich. Es war ein Freund von Georgio. Ein arbeitsloser Musiker und Tontechniker, der oft hierherkam und zu viel trank. Einer, der alles in der Corona-Krise verloren hatte.

Georgio zeigte auf einen freien Tisch. "Kannst gerne was trinken", sagte er. "Ja", sagte ich und ich setzte mich.



ANTON UND GEORGIO, DER WIRT, UNTERHALTEN SICH

"Was möchtest Du?"

"Ich möchte zwei Fleischspieße mit Sour Crem und Reis bestellen, Tagesgericht, zum Mitnehmen", sagte ich und ergänzte: „und gern ein Glas Bier zum Hiertrinken!“

"Ok. Noch ein Ouzo gratis dazu?", fragte Georgio.

"Ja. Gerne", sagte ich. Georgio notierte alles auf einen Zettel und brachte die Bestellung gleich in die Küche. Dann ging er zum Tresen, nahm ein Glas, stellte es unter den Zapfhahn und ließ das Bier einlaufen. Dann schenkte er noch ein Glas Ouzo ein und brachte mir beide Gläser an den Tisch. Ich trank mein Bier und wir kamen wir ins Gespräch.

"Habe ich richtig gehört? Du fährst nach Berlin?"

"Ja. Heute. Ich hab` einen Auftrag bekommen."

"Einen Auftrag? Was denn?"

"Ich muss einen Lamborghini malen in Öl", sagte ich. Ich erklärte ihm alle Einzelheiten.

"Ist das nicht zu gefährlich? Wir haben ab diese Nacht wieder Lockdown. Und die Infektionszahlen steigen in die Höhe", sagte Georgio."

"Gefährlich, gefährlich – ich kann das nicht mehr hören", dachte ich.

"Ich pass auf. Mit Maske und Abstand werde ich in der Bahn sitzen und zum Brandenburger Tor laufen. Ohne mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen! Denn ich bin vorsichtig!", sagte ich mit selbstsicherem Auftreten.

Innerlich spürte ich jedoch ein Unbehagen. Ja, ich spürte sogar Angst. Was ich mir ungerne eingestehen wollte. Und schon gar nicht anderen Menschen gegenüber. Denn Schwächen wollte ich nicht zeigen. Möglichst nur meine Stärken.

Dann mischte sich der andere Mann in das Gespräch ein: "Pass bloß auf. Sonst bist Du das nächste Corona-Opfer!"

"Da gebe ich Ferdinand Recht. Ich würde nicht fahren", meinte Georgio.

Ich erläuterte: "Ich habe keine Aufträge mehr, kann meine Rechnungen nicht mehr bezahlen. Ich brauche den Auftrag und muss da hinreisen. Denn ich habe Familie und brauche Geld." Ich wollte nichts Weiteres erklären oder hinzufügen. Für mich war die Sache klar und ich war mir ziemlich sicher, dass andere Menschen in meiner Lage auch so handeln würden!

"Das ist was anderes. Geld verdienen geht vor. Pass aber auf ", sagte Georgio, bevor er in der Küche verschwand. Wenig später kam er mit dem eingepackten Essen zurück und händigte es mir aus. Ich trank meinen Ouzo schnell und verabschiedete mich.

"Ich wünsche Dir alles Gute. Viel Glück mit Deinem Auftrag. Wie ich weiß, Du bist Grafiker, aber auch Maler und mit Leidenschaft dabei", sagte Georgio. „Ja, bin ich.“

"Hast Du schon ein Hotel?", fragte er nach.

"Ich finde schon was. Wenn ich keins finde, gehe ich zur Jugendherberge. Auf jeden Fall bin ich nicht ratlos. Auf Wiedersehen", sagte ich. "Ich wünsche Dir viel Glück. Bleib gesund", sagte er noch, als ich ging. Er blickte besorgt. Sein Blick gefiel mir gar nicht. Er blickte so, als sei ich so gut wie tot.

Als ich an der Bushaltestelle angekommen war, wehte mir der angenehme Duft des Essens verlockend in die Nase. Ich bekam Hunger und setzte mich spontan auf die Bank der Bushaltestelle und wickelte das Gericht aus. Es schmeckte hervorragend und ich aß alles auf: zwei knusprige Fleischspieße mit frischer Sour Creme und dampfendem Reis.

Ich stand wohligh von der Bank auf und ging zum gegenüberliegenden Supermarkt, um noch etwas für die Reise einzukaufen. Ich setzte mir eine Maske auf, nahm einen Einkaufswagen (es war Einkaufswagenpflicht) und stellte mich an der Warteschlange an. Es wollten viele Menschen in den Supermarkt. Die Kunden drängten förmlich hinein und der Aufpasser – ein Security-Mitarbeiter – hatte viel zu tun, dass alle die Hände desinfizierten, jeder einen Einkaufswagen nahm, eine Maske (und zwar die Richtige!) aufhatte und den Abstand zu anderen (1,5 Meter) einhielt.

In dieser Nacht begann der Lockdown. Alles würde schließen – bis auf Supermärkte, Arztpraxen und Apotheken. Viele waren hysterisch und wollten noch so schnell wie möglich viel einkaufen, da man nicht klar wusste wie sich die Pandemie weiterentwickeln und wie es weiter gehen würde. Sie kauften nicht nur viel in den Geschäften ein, die schließen würden, sondern auch in den Supermärkten und Lebensmittelgeschäften, die ja offenbleiben würden. Da war ein bisschen kopflose Panik im Spiel: möglichst schnell für längere Zeit noch alles einkaufen was man kriegen konnte.

Viele handelten irrational. Das bestätigten mir einige Gesprächsfetzen und die Art, wie viele Leute sich verhielten: "Wir sollten schon jetzt Weihnachtsgeschenke kaufen, denn bald kriegen wir vielleicht nichts mehr. Wir wissen noch nicht einmal, ob das Weihnachtsfest wegen Corona stattfinden kann", sagte eine alte Frau in der Schlange zu einem jungen Mann. Vermutlich war das ihr Enkel. Sie schien ein wenig verwirrt zu sein. Ob es an der Corona-Situation oder an ihrem Alter (mögliche Demenz?) lag, konnte ich nicht klar einschätzen.

Ich fragte mich, warum sich Menschen so übermäßig Sorgen um Weihnachten machten – ob das Fest ausfällt oder nicht? Ist doch egal in der Corona-Ausnahmezeit! Wichtig ist doch, dass man gesund bleibt, kein Corona hat und nicht pleitegeht! Ich blickte auf den großen Parkplatz. Dort standen viele Autos, während auf den Straßen sehr wenige Menschen waren oder sie komplett leer waren. Kurz darauf wurde ich vom Security-Mitarbeiter mit dem Einkaufswagen und meinem Rucksack in den Supermarkt gelassen.

Ich ging zielgerichtet zum Getränke-Bereich. In der Bier-Abteilung wollte ich mir gerade ein paar Flaschen aus dem Regal nehmen, als ich von einem Mann angesprochen wurde. Es war einer der "Aufpasser" im Supermarkt: "Ich sehe, dass Sie ihre Maske nicht richtig aufhaben. Denken Sie bitte an die Maskenpflicht und setzen Sie sich ihre Maske korrekt auf. Bis über die Nase, bitte." Ich erschrak. Ich merkte, dass meine Maske von der Nasenspitze heruntergerutscht war und nur noch meinen Mund und das Kinn bedeckte. "Ich bitte um Entschuldigung", stammelte ich und zog die Maske sofort über die Nase. "Das nächste Mal achten Sie bitte darauf, dass die Maske nicht runterrutscht. Setzen Sie die Maske richtig auf. Bis über die Nase. Ich hoffe, dass passiert Ihnen nicht öfters", mahnte er. "Das passiert mir normalerweise nicht. Ich achte sonst gewissenhaft auf Maske und Abstand", rechtfertigte ich mich. Was auch wirklich stimmte! "Dann ist ja gut", sagte er und verschwand.

Ich merkte, dass ich nun wieder nervös und unausgeglichen wurde, zum Teil auch erschöpft. Schweißtropfen rannen mir plötzlich von der Stirn. Der Corona-Stress, meine Probleme waren die Hauptursache! Anzeichen eines Burnout-Syndroms. So vermutete ich. Oder steckte mehr dahinter? Vielleicht eine aufkommende Erkältung? Vielleicht kamen mehrere Faktoren zusammen?

"Gleich werde ich ein Schlückchen Bier trinken, dann wird's besser und ich bin etwas entspannter und fit für die Reise", sagte ich mir. Als ich an meine Berlin-Reise und an meinen Auftrag dachte, gewann ich einen Großteil meiner Power zurück. Dann nahm ich mehrere Bier- und einige kleine Chantré-Flaschen aus dem Regal und legte sie in den Einkaufswagen. Auf dem Weg zur Kasse legte ich noch eine Cola-Dose, eine Tafel Schokolade und eine Packung Kekse hinzu.

Nach dem Bezahlen verließ ich den Supermarkt, verstaute alles in meinem Rucksack, stellte den Einkaufswagen ab und trank gleich vor dem Eingang einige Schlucke aus einer kleinen Chantré Flasche. Und mir ging es mir daraufhin noch besser!

Wenig später fuhr ich mit dem Bus zum Ohlsdorfer Bahnhof und von dort weiter mit der Bahn zum Hamburger Hauptbahnhof. Ich kaufte mir im Reisebüro eine Fahrkarte nach Berlin. Da bis zur Abfahrt noch Zeit war, ging ich zu den Weihnachtsbuden an der Mönckebergstraße.

Zum allerletzten Mal in diesem Jahr wollte ich mir eine Tüte Mandeln kaufen, für 2,50 Euro. Morgen würden die Geschäfte, die Bars, die Restaurants, Sportvereine, Opern, Museen ... alles würde im dritten Lockdown geschlossen werden und auch der Weihnachtsmarkt würde weg sein und die Mandelbude. Ich konnte es mir kaum vorstellen! Der ganze Weihnachtsmarkt weg! Alle Buden! Mit meiner Tüte voll warmer Mandeln ging ich zum ZOB spazieren, denn der Zug fuhr erst in ungefähr einer Stunde.

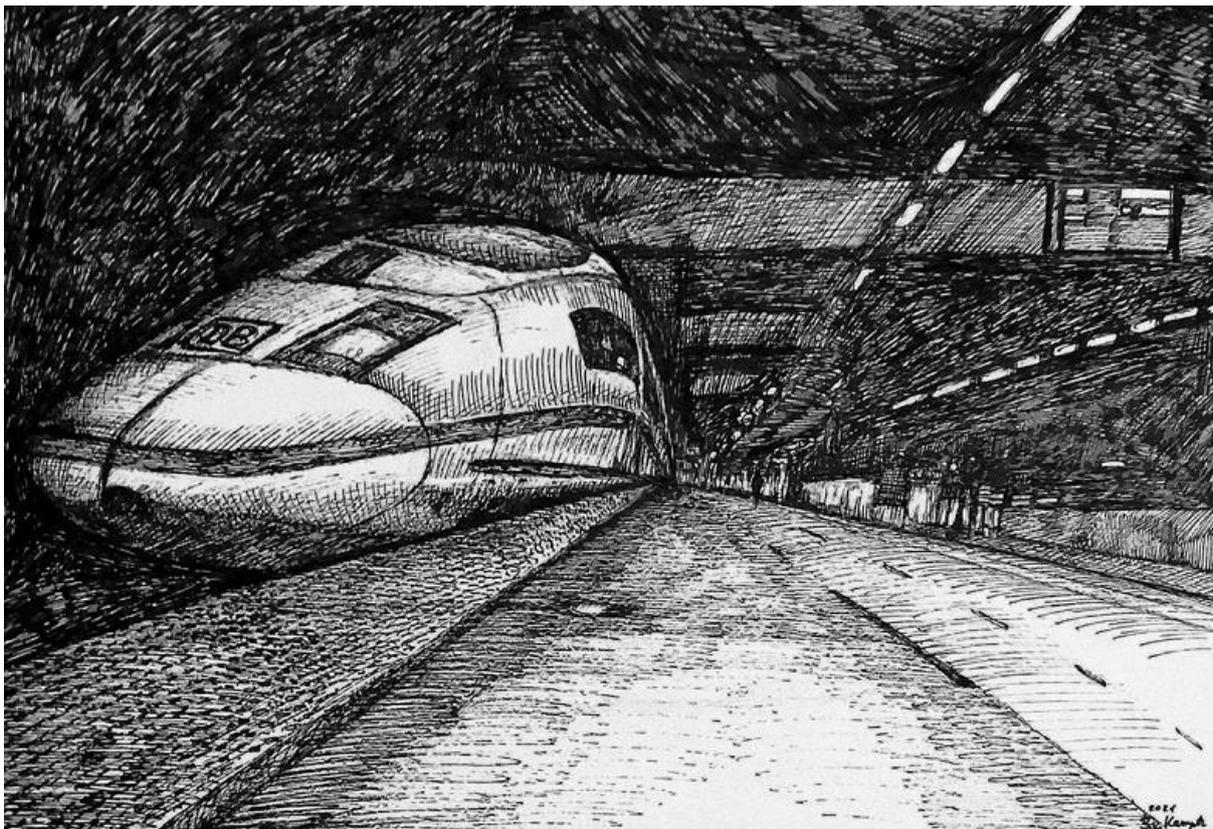
Ich erreichte das Corona-Testzentrum am ZOB. Da ich etwas zu viel getrunken hatte, musste ich an einen der Bäume auf einer kleinen Wiese pinkeln, die am ZOB gelegen war.

Als ich fertig war und Richtung Testzentrum schritt, fiel mir ein kleiner Mann mit Jacke und Kapuze auf, der nervös hin und herlief. Er suchte in der Mülltonne nach Essbarem. Der Mann tat mir leid. Obdachlose waren von der Corona-Pandemie besonders hart betroffen. Er hastete immer noch nervös hin und her. An einer weggeworfenen, dreckigen Jeans, die auf dem Rasen lag, machte er Halt. Er holte eine Taschenlampe aus der Jacke und leuchtete die Jeans an. Er suchte Geld, fand aber nichts.



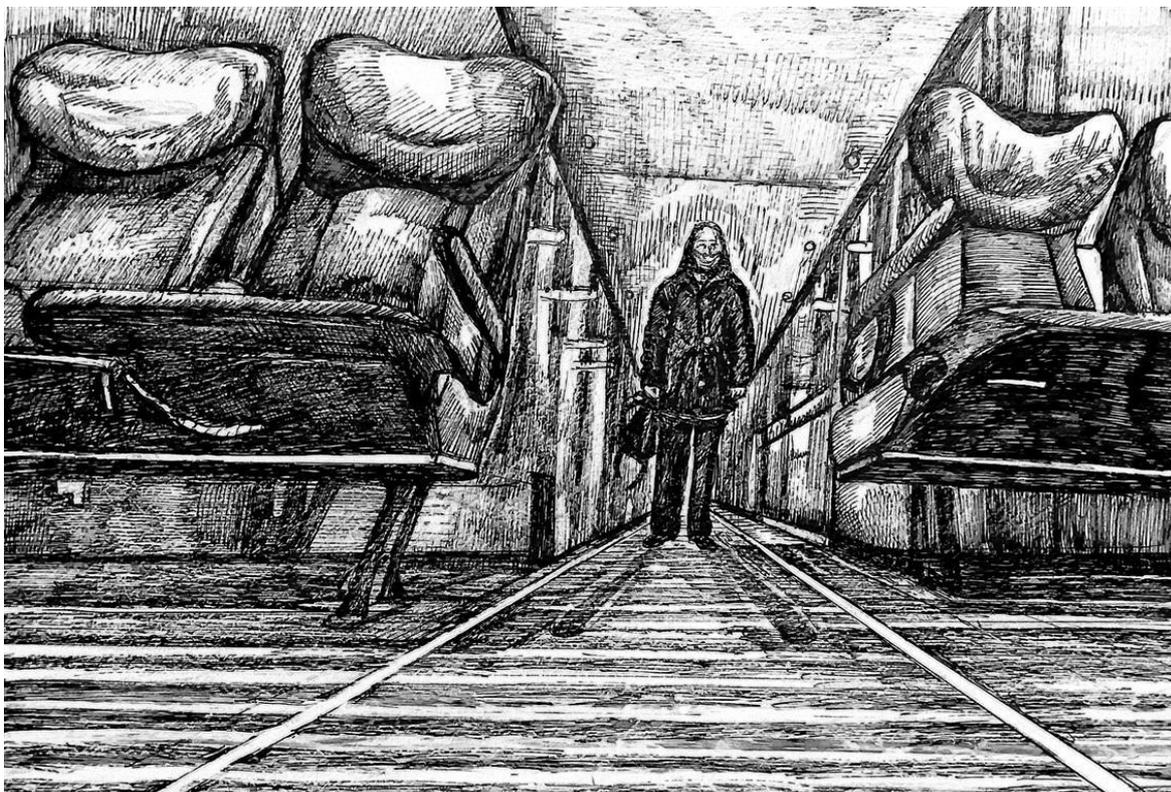
Der KAPUZENMANN FOLGT ANTON; OHNE DASS DIESER ES MERKT

Ich ging am Testzentrum vorbei zurück Richtung Bahnhof. An einer Ampel pöbelte ein besoffener Bettler herum. Ich ging weiter zum Hauptbahnhof, Bahnsteig 5, um auf den Zug nach Berlin zu warten. Es waren kaum Leute dort. Bald fuhr der Zug ein.



DER ZUG NACH BERLIN KOMMT

Als ich auf den einlaufenden Zug zu ging, sah ich wieder den Kapuzenmann vom ZOB. Er tippelte immer noch nervös hin und her. Dann stieg er ein und war weg. Ich wartete einige Sekunden und stieg auch in den Zug. Er war fast leer.



ANTON GEHT DURCH DAS ZUGABTEIL.

Ich suchte ein Abteil der zweiten Klasse und entdeckte links und rechts des Ganges zwei Viersitzgruppen mit jeweils einem Tisch in der Mitte. Zu meiner Freude war ich ganz allein in dem Abteil. Hier konnte ich für mich sein, meinen Gedanken nachhängen und vielleicht etwas Tagebuch schreiben.

Ich wählte die linke Sitzgruppe und setzte mich. Meinen Rucksack legte ich auf den Platz neben mich und packte das Tagebuch aus.

Dann hörte ich Schritte. Ich schob flink die Maske richtig über die Nase, griff meinen Rucksack und drehte mich um: Es war wieder der Kapuzenmann. Er schwitzte. Sein Gesicht war von Sorgen gezeichnet und von einigen Narben zerfurcht. Als sich unsere Blicke begegneten, grüßte ich ihn mit kurzem Kopfnicken und rückte rüber auf den Fensterplatz, stellte den Rucksack rechts neben mich und blickte aus dem Fenster.

Der Kapuzenmann ließ sich in der Vierergruppe direkt gegenüber auf den Fensterplatz fallen. Ich sah sein Spiegelbild in der Fensterscheibe: Er saß dort völlig ohne Maske – zu dicht neben mir.

Am liebsten wäre ich aufgestanden, denn ich war darüber verärgert. Ich schützte mich und trug eine Maske und hielt Abstand! Und er nicht! Aus Höflichkeit blieb ich still auf meinem Platz sitzen und wartete ab. Ich beobachtete ihn weiter aus den Augenwinkeln. Er war vielleicht 40 Jahre alt. Sein Gesicht sah älter aus, sehr zerfurcht. Er hatte kurzes nachhinten gegeltes, leicht welliges Haar. Aus der Entfernung erinnerte mich ein klein wenig an Sylvester Stallone in den mittleren Jahren, der was auf die Nase benommen hatte. Der Kapuzenmann war jedoch nicht so muskulös und sein Mund war manchmal leicht schief, wenn er sprach.

Als ich mir sein verwittertes Gesicht länger anschaute, war die Ähnlichkeit mit Sylvester Stallone fast gar nicht mehr da. Vielleicht ähnelte er eher ein bisschen Rock Hudson im Alter von ca. 50 Jahren in einer schwierigen Phase.

Er schwitzte und wirkte nervös und wenn er vor sich hinredete, wirkte er völlig panisch, wirr, hastig. Er gestikuliert viel und war völlig außer Atem. Er schien unter Schock zu stehen. Ein richtiger Corona-Psychopath in meinen Augen. Einer, den man nicht so schnell vergisst.

Schließlich sprach er mich an: "Sie müssen keine Angst haben! Darf ich mich ein wenig näher setzen?" Ich zögerte, sagte aber doch: "Ja. Bitte".

Er wechselte auf den Platz direkt am Gang, neben mir – immer noch ohne Maske.

"Ich halte Abstand", meinte er.

"Ja. Das ist gut."

Er war noch immer kurzatmig und schwitzte. Er schien unter Schock zu stehen.

"Wissen Sie, ich bin John. Ich komme aus Berlin. Berlin-Neukölln", sagte er. "Was ist passiert?", fragte ich. "Ich bin froh, mit einem normalen Menschen reden zu können. Ich bin schon völlig verrückt. Alle verrückt. Alle sind verrückt. Ich wurde draußen von einem jungen Mann überfallen, der mich niederstechen wollte. Er wollte es wirklich. Mich niederstechen!" sagte John. "Wo", fragte ich ihn. "Am ZOB. Ein Verrückter. Direkt am Busbahnhof ZOB."

Ich erinnerte mich genau an die Szene am ZOB, als er vor dem Corona-Testzentrum den Müll durchsuchte. "Oh, Ich war auch dort, kurz bevor ich zum Bahnhof ging. Es hätte mich auch erwischen können", sagte ich. Ich ging davon aus, dass seine Geschichte stimmte, da er die Geschichte so glaubhaft und emotional erzählte. Ich mochte mir das nicht ausmalen was passiert wäre, wenn der Typ mit dem Messer mich angegriffen hätte ...

"Er wollte mich abstechen und sagte, wenn er zusticht würde es so sein, als würde er in Butter stechen. Kannst Du Dir das vorstellen?", stammelte er panisch.

"Schlimm. Den müsste man kriegen", sagte ich.

"Ich fahre jetzt nach Berlin. Berlin-Neukölln. Bloß weg aus Hamburg. Ich komme aus Berlin-Neukölln", ergänzte er. Dann vergrub er sein Gesicht in den Händen. Er weinte wohl.

Abrupt stand er auf. "Verrückte Welt. Verrückte Welt. Alle verrückt" sagte er schon wieder und zog Jacke und Hemd aus. Und dann seinen Pullover. Und was passierte dann? Er zog auch noch sein T-Shirt aus und saß mit nacktem Oberkörper an dem Tisch. Er stützte sich mit beiden Ellenbogen auf dem Tisch und vergrub sein Gesicht wieder in den Händen.

Mir wurde das zu viel. "Können Sie sich bitte endlich eine Maske aufsetzen", fragte ich. "Aber sicher. Aber ich bin frisch getestet. Keine Angst. Ich habe kein Corona. Ich kann Ihnen das Papier von dem Testergebnis zeigen. Ich bin negativ. Ich habe kein Corona. Sie können mir zu 100 Prozent glauben", sagte er. Doch ich zweifelte daran. Er hatte bestimmt keinen Test. Dass er am Testzentrum war, bedeutete nicht, dass er einen Test hatte. Ich hatte kein Vertrauen zu ihm und einfach Angst. Ich dachte wieder an die 28jährige YouTuberin, die am Corona-Virus gestorben war.

"Aber bitte tragen Sie eine Maske", flehte ich ihn erneut an. "Ja. Mach ich. Aber glauben Sie mir. Ich bin gesund", sagte er, holte seine Maske aus der Tasche und setzte sie auf. Sie hatte diverse Löcher. Sie schützte nicht. Es war ein Hohn.

Ich erkannte, dass ich es wohl mit einem Menschen zu tun hatte, der Corona leugnet oder verharmlost und die Corona-Maßnahmen nicht ernst nahm. Er schien mit dieser Scheinmaske dagegen zu rebellieren. Er war wohl einfach in der Corona-Krise durchgedreht. Das letzte schien mir am wahrscheinlichsten zu sein, so wie er sich verhielt.



DER KAPUZENMANN SITZT ANTON GEFÄHRlich NAH GEGENÜBER

Ich wollte gerade aufstehen und gehen, als er mich erneut ansprach: "Was sind Sie von Beruf?" Um ihn nicht zu provozieren, antwortete ich kurz und knapp: "Ich bin Grafiker." Ich ärgerte mich über mich selbst. Ich hätte gar nicht antworten sollen, denn Gespräche mit solcher Art labilen Menschen zu führen, erschien mir wie ein Lauf über ein Minenfeld.

John war kurz davor, durchzudrehen oder zu explodieren. "Grafiker ist bestimmt ein interessanter Beruf. Dann können Sie bestimmt zeichnen?", fragte er. "Ja. Das gehört zu meinem Beruf", entgegnete ich, ohne ihm zu sagen, dass ich auch mehr konnte zum Beispiel malen. Ich dachte, dass er aufhören würde mit dem Gespräch, aber er redete nach einer kurzen Pause weiter: "Ich zeichne auch ab und zu ... Nach meiner Meinung nur Gekritzeln ... Nur so als Hobby. Düstere Sachen. Für mehr reicht es nicht ...", murmelte er. Er machte oft Pausen zwischen den unvollständigen oder ganzen Sätzen. Seine Stimme klang resigniert und ein wenig wie die eines Betrunkenen. Ob und wieviel er getrunken hatte, wusste ich nicht. Nur dass er verrückt war, das war für mich klar. "Ich werde doch nie unterstützt. Ich bin doch gar nicht da. Alles Scheiße", fügte er noch leise hinzu. Und er senkte den Kopf. "Schade", meinte ich. Mehr sagte ich nicht. Ich fragte ihn auch nicht, was er beruflich machte. Ich ließ ihn einfach reden.

"Ich bin leider ... arbeitslos. Ich mach nur einige kleine Nebenjobs. Aber die meiste Zeit bin ich arbeitslos", sprach er und riss sich die Maske wieder ab (was mich erneut verärgerte). Und wieder vergrub er die Hände im Gesicht. Er schien völlig verzweifelt und hysterisch zu sein. Dann redete er weiter: "Wissen Sie wie das ist, sich tot zu fühlen, obwohl man lebt?", fragte er. Er hatte Tränen in den Augen. Ich sagte eine Weile dazu gar nichts. Dann beruhigte er sich ein wenig und wischte sich die Tränen ab. "Die Corona-Zeit ist sicher hart für Sie gewesen. Ich kann Sie verstehen," meinte ich. "Sie und verstehen? Sie verstehen gar nichts!", sagte er laut. Ich wollte erst nichts darauf antworten, dann entgegnete ich: "Wir haben alle unsere Probleme. Auch ich. Die Corona-Zeit ist eine schwierige Zeit", sagte ich im ruhigen Tonfall, um ihn nicht zu provozieren. "Was wissen SIE schon von Problemen. Sie wissen nicht was ich durchgemacht habe", sagte er. Ich schwieg. Und er redete weiter: "Ihnen geht es im Gegensatz zu mir sehr gut. Sie haben vielleicht Familie, eine gute Wohnung oder ein Haus. Aber ich? Sie wissen nicht was es bedeutet, am Ende zu sein, nichts zu verlieren zu haben", sagte er. "Das wissen Sie gar nicht. Ich habe alle Aufträge verloren. Und stehe kurz vor der Pleite", sagte ich. "Und was soll ich sagen? Ich habe bereits alles verloren!", schrie er. Dann schwieg er eine Weile.

Plötzlich sprach er in verändertem, ruhigem Tonfall weiter: "Ich möchte mich für mein Benehmen entschuldigen. Ich habe die Kontrolle verloren. Ich habe viel durchgemacht...", stammelte er. "Sie müssen sich wirklich nicht entschuldigen. Es ist schon in Ordnung", sagte ich mit künstlichem Lächeln, obwohl mir nicht danach zumute war. Dieser Typ war mir ganz und gar nicht geheuer. Eine Gewalt ging von diesem Menschen aus! Und er flößte mir immer mehr Furcht ein.

"Sie wissen ja nicht was ich durchgemacht habe," wiederholte er nuschelnd. Sein Gesicht bekam hektische, rote Flecken. Seine Hände zitterten. Er war ein Nervenzündel. Kurz darauf setzte er sich abrupt aufrecht, schlug mit den Händen mehrmals auf seine Knie und wechselte auf den Platz neben mir am Gang.

Wir saßen eine Zeitlang schweigend auf unseren Sitzen und blickten – jeder für sich – in Fahrtrichtung. Wir waren in ziemlicher Nähe zueinander, gefährlich nahe, meiner Meinung nach. Ich saß links und er rechts. Nur der Gang in der Mitte trennte uns. Ich verhielt mich still, da ich ihn nicht provozieren wollte. "Ich weiß, dass ich Sie störe. Sie wollen mir das nur nicht sagen", sagte er. Ich setzte wieder mein künstliches, maskenhaftes Lächeln auf. "Sie stören mich nicht", log ich. "Das sagen Sie nur aus

... Höflichkeit", stammelte er. "Ich bin nur etwas erschöpft. Fühle mich etwas ... müde", sagte ich. Und das war ich nicht gelogen. Irgendwie fühlte ich mich plötzlich kraftlos. Erschöpft. Ich konnte nicht klar sagen woran es lag. Vermutlich lag es an diesem John. Oder vermutlich daran, dass ich in letzter Zeit nicht gut schlafen konnte und Stress hatte wegen meiner Geldsorgen... "Alles leer. Verrückte Zeit," sagte er noch ganz leise und kaum hörbar. Das war das Letzte was er noch von sich gab.

Ich wollte gerade aufstehen. Doch er kam mir – glücklicherweise – zuvor. Er stand auf und ging. Ohne sich zu verabschieden. Mit nacktem Oberkörper. Er verschwand in Fahrtrichtung. Ich war froh und erleichtert, dass er weg war.

Ich musste schon wieder pinkeln, wartete aber noch etwas. Dann nahm ich meinen Rucksack und ging den Gang entlang zur Glastür, die Abteil und Flur voneinander trennte. Sie öffnete sich automatisch und machte en Blick auf den Flur frei. Ich sah zwei WC-Türen. Ein normales, kleines WC und ein Behinderten-WC, das wesentlich grösser war. Ich lief zum Behinderten-WC, denn es war grösser und nicht so eng wie die normalen WCs. Ich riss die Tür auf, lief in den Raum, schloss die Tür und dann pinkelte ich dort. Nachdem ich gespült hatte, ging ich hastig zur Tür. Ich wartete ungefähr eine halbe Minute. Dann machte ich die Tür einen Spalt auf, um nachzusehen wo der Mann mit der Kapuze war. Mehr noch. Ich streckte unauffällig und vorsichtig den Kopf aus der Tür und blickte auf den Flur in Fahrtrichtung in Richtung des Abteils. Ich sah ihn aus einiger Entfernung wie er mit der Kapuze gerade vom Ende des Flurs durch die Glastür in das nächste Abteil ging. "Vielleicht hat er mich gesucht während ich in der Toilette und abgelenkt war", dachte ich. Dann war er weg. Erst dachte ich, dass er zurückkommen würde, sich vielleicht wieder in meine Nähe setzten würde. Aber er kam nicht wieder. Zum Glück.

Erleichtert verließ ich das WC und ging wieder auf meinen Platz. Ich warte noch eine Weile und holte dann ein Bier aus dem Rucksack. Ich wollte schreiben. Das machte ich in der Corona-Zeit oft – seit der Zeit, in der ich keine Aufträge hatte. Corona-Tagebuch. Einige Corona-Geschichten. Dramatische Geschichten – teilweise auch mit Witz und Ironie. Ich schrieb das für mich. Einfach um all diesen Corona-Wahnsinn um mich herum zu verarbeiten und um nicht komplett durchzudrehen. (daher kann man das in der Ausnahmesituation Geschriebene nicht bewerten). Eine Geschichte über einen Mann, der in der Corona-Krise durchdrehte. Zum Teil autobiografisch. Das passte in diese verrückte Corona-Zeit. Und in dieser Zeit drehten viele Leute durch, wurden Alkoholiker, gewalttätig und depressiv, trennten sich von dem Partner oder Partnerin, kamen vom richtigen Weg ab... Es betraf leider auch einige Freunde von mir, zu denen ich mittlerweile aus verschiedenen Gründen keinen Kontakt mehr hatte. Eine schlimme Zeit! Und ich dachte zwangläufig auch wieder an den Kapuzenmann, John.

Ich holte Stift und mein Ringbuch aus der Tasche, schlug das Buch auf und schrieb eine Weile. Ich bekam nur wenig zustande. Weil ich einfach zu nervös war. Der Druck, der Auftrag, der auf mich wartete, und der Mann mit der Kapuze – der scheinbar wie viele andere – komplett durchgedreht war, beschäftigten mich und meine Gedanken kreisten wieder. Ich sollte eigentlich in dieser Zeit kurz vor dem 3. Lockdown nicht reisen (was verrückt war) aber ich musste. Ich brauchte den Auftrag und das Geld. Ich wusste auch nicht, was noch kam. Was wäre, wenn ich kein Geld mehr hätte und sich der Lockdown über längere Zeit hinstreckte? Wer handelt schon rational in einer Ausnahmesituation, wenn man kurz vor der Pleite steht und seine Familie zu ernähren hat? Gerade wenn Alkohol hinzukommt!



ANTON VERSUCHT, ZU SCHREIBEN

Ich wurde nervöser. Da meine Hände zu zittern begannen, hörte ich mit dem Schreiben an der Geschichte auf. Mit gerunzelter Stirn blickte ich durch das leere Abteil, über die leeren Sitzplätze, die von hässlich-grellem Neonlicht angeleuchtet wurden. Ich blickte lange mit leerem Blick aus dem Fenster in die Nacht. Ich rauschte mit dem Zug an schemenhaft erkennbaren Häusern vorbei. Die teilweise erleuchteten Fenster erschienen mir wie Monsteraugen, die aus der Dunkelheit herausstachen. Wenig später zogen weite Felder vorbei. Nur ab und zu sah ich die Silhouette einiger Bäume in der Ferne.

Alles flog blitzschnell an mir vorbei! Wie auch mein Leben in der Corona-Krise. Nur Verpflichtungen und Stress und alles musste fast immer mit Speed (schnelle Geschwindigkeit) erledigt werden. Seit Mitte März 2020 (als der erste Lockdown begann) war das nun schon so. Ganze neun Monate. Ich war jemand geworden, der zwar noch lebte aber gleichzeitig auch irgendwie tot war – zumindest kam es mir so vor. (Ich wusste sehr wohl, was John meinte, als er vorhin gesagt hatte, dass er sich wie tot fühlte.) Ich war begraben von Stress, Angst, Verpflichtungen, Druck, zermürbt von dem ganzen Corona-Irrsinn ... Hinzu kam immer mehr der Alkohol. „Was mich wohl in Berlin erwarten wird... Was mich wohl erwarten wird?“, fragte ich mich. Ich wurde noch nervöser. Und ich fühlte mich einsamer als jemals zuvor.

Ich steckte mein Ringbuch mit den Geschichten in den Rucksack und holte noch ein Bier und das rote Tagebuch in der DINA4-Grösse und aus dem Rucksack. Ich begann zu schreiben: "Am Morgen stand ich auf – immer noch mit der Angst im Nacken das nächste Opfer von Corona zu werden. Denn ich hörte und las von einer 28jährigen Youtuberin die am Coronavirus starb. Obwohl ich einen Auftrag ergattern konnte, wollte ich zunächst nicht ins Risikogebiet Berlin fahren. Da ich kein Geld hatte, musste ich fahren! Gegen den Rat von Freunden, gegen den Rat meiner

Familie. Die Angst pleite zu gehen war zu groß. Ich musste den Auftrag bekommen! Nur so konnte ich den kommenden Lockdown überstehen. Und so trank ich mir bei Georgio, dem netten griechischen Wirt in Hamburg, Mut an. Und dann fuhr ich los. Im Zug nach Berlin traf ich auf den Mann mit der Kapuze, der angeblich (wie er mir erzählte) mit dem Messer bedroht worden war..." Ich überlegte hin und her. Dann gefiel mir das bisherige Geschriebene über diesen Tag nicht so ganz. Und so strich ich einen Teil und schrieb vieles wieder um.

Nach einiger Zeit machte ich eine Pause und dachte nach. "In der Corona-Ausnahmesituation ist keine Zeit für Schönschrift, hochtrabende Formulierungen, Komma-Korrekturen u.a... Das Nötigste musste im Ausnahmezustand kurz und knapp hingeschrieben werden. Frei von Einflüssen. Auch wenn das teilweise ungeordnet ist. Mehr geht eben nicht aufgrund des Ausnahmezustandes und meiner desolaten psychischen Verfassung. Und vielleicht hatte Anna Recht. „Ich muss sogar damit rechnen, dass ich die Berlin-Reise, die Corona-Zeit vielleicht gar nicht überleben werde", schrieb ich.

Dann holte ich noch ein weiteres Bier hervor. Ich strich den letzten Satz und schrieb stattdessen "Ich werde nicht sterben. Ich werde es schaffen. Ich werde es schaffen!". Ich blickte auf das Geschriebene und verspürte wieder diese Energie, die es mir ermöglichen würde, alles durchzustehen, durch dick und dünn zu gehen. Ja, ich musste es schaffen, mit eisernem Willen! Ich versuchte mir diese positiven Gedanken in mein Gehirn einzuhämmern! Dann wurde ich leider wieder von negativen Gedanken übermannt. (Mein Gedanken waren in diesem Zeitpunkt wechselhaft mal positiver, mal negativer – aber diesem Zeitpunkt leider negativ). Ich fragte mich, ob die Berlin-Reise richtig war oder ein großer Fehler. Und so griff ich wieder zum Bier und trank. Zuviel! "Ich trinke, um mich zu beruhigen, aber der Alkohol macht mich nur noch konfuser! Was der Alkohol aus den Menschen macht ...", dachte ich und nahm mir vor, das mit dem Alkoholkonsum nicht zu übertreiben. Und trotzdem trank ich weiter. Obwohl ich wusste, dass es falsch war. Es war der Stress, der mich irrational handeln ließ. Corona-Stress. "Ich werde darauf achten, dass es nicht zu viel wird. Darauf achten. Darauf achten..." Die immerselben Worte kreisten in meinem Kopf. Ich war innerlich zerrissen fast schon so wie der Mann mit der Kapuze namens John.

Ich tendierte schon immer zum Grübeln, war seit meiner Jugend eher einer der sensibler, ernsteren, weniger kontaktfreudigen und nicht sehr humorvollen Typen Menschen, die nicht viel redeten und viele Dinge in sich hineinfressen. Und das waren meistens die ersten, die in Notsituationen kaputtgingen! Aber das war nur eine Einschätzung, eine Angst, die sich in der speziellen Corona-Situation und in meiner speziellen Lage für mich herauskristallisierte. Doch gab es auch eine andere Stimme in mir, die sagte: Es ist falsch aufzugeben (erst recht, wenn man Familie hat), man muss kämpfen, für seinen eigenen Leben kämpfen! (weil jedes Leben aus Gottes Sicht wertvoll ist) Ich dachte an den Song der britischen Rockband Queen *Don't Try Suicide* (so weit, dass ich mir die Kugel geben wollte, war ich zum Glück nicht). Plötzlich hörte ich Stimmen, die mich aus den Gedanken rissen.

Zwei Polizisten liefen den Gang entlang und näherten sich mir. Ich hörte genau, was sie sagten: "Wir müssen ihn finden, Knut." Der andere antwortete: "Ja. Ist er hier?" Dann sahen sie mich. "Hallo? Wir suchen einen Mann. Haben Sie jemanden vorbeilaufen sehen?", fragte mich der Polizist Knut. "Ich? Vorbeilaufen? Nein", antwortete ich erschrocken.

"Hier den Gang weiter entlang", sagte der andere Polizist. "Nein, einen Moment noch", erwiderte Knut und fragte zu mir gewandt: "Können Sie sich ausweisen?" Ich

holte meinen Ausweis aus der Tasche und gab ihn dem Beamten. Der Polizist Knut sah sich den Ausweis genau an und drehte sich dabei um. Sein Kollege holte seinen Notiz-Block aus der Tasche, notierte meinen Namen und die Personalausweisnummer und befragte mich:

"Sie sind Anton Meissner?"

"Ja."

„Was ist das Ziel Ihrer Reise?“

„Berlin.“

"Was wollen Sie dort?", fragte der Beamte Knut.

"Arbeiten. Grafiker"

"OK", nickte der Beamte Knut und gab mir den Personalausweis zurück. „Er ist es nicht“, sagte er sich abwendend zu seinem Kollegen. "Bist Du sicher?", fragte dieser. "Nein. Er ist es nicht, das Personaldokument passt und er trägt keine Kapuze", bemerkte Knut.

Ich war irritiert. "Habe ich etwas gemacht? Was ist los? Bin ich verdächtig?", fragte ich aufgeregt. Mir platzte der Kragen. "Kann mir bitte jemand sagen, was hier gespielt wird? Kann ich nicht in Ruhe reisen, habe ich nicht schon genug Stress in der Corona-Krise?", schrie ich.

"Bleiben Sie bitte ruhig. Ja? Sie werden sonst gar nicht mehr weiterfahren können, Herr Meissner, sondern mit uns kommen müssen", erhob der Beamte Knut seine Stimme. "Entschuldigung", sagte ich schnell und blieb still. Die Polizisten weiter reizen wollte ich nicht. Ich fürchtete die Konsequenzen.

"Wir suchen einen Mann. Der dort entlanggelaufen ist. Ein Mann mit Kapuze. Falls Sie was gesehen haben, wäre es gut, wenn Sie uns behilflich sind", sagte der andere Polizist. Ich war zunächst sprachlos und wusste nicht, was ich antworten sollte. Ein Mann mit Kapuze? In meiner Müdigkeit, schon leicht alkoholisiert und überrascht von dem plötzlichen Erscheinen der Polizisten und deren Fragen (deren Autorität auch einschüchterte) litt ich wie an einer Art Gedächtnisverlust (auch durch den Stress, den ich vorher erlebte). Erst nach einigen Sekunden fiel es mir wieder ein: Ein Mann mit Kapuze. Der Mann namens John, der neben mir saß und den ich am ZOB und am Bahnsteig hin- und herlaufen gesehen hatte trug eine Kapuze. Dann war das dieser Mann! Das war schon verdächtig, wie er sich verhalten hatte, sich seine Jacke, Pullover und Unterhemd ausgezogen hatte und mit nacktem Oberkörper weggelaufen war. Das war alles nicht normal!

Dass ich nicht sofort antworte, lag daran, dass ich etwas zu viel getrunken hatte. Die Sache hatte mehrere Haken (das fiel mir ein als ich näher über diese Situation nachdachte): Es gab genug Männer, die mit Kapuze rumliefen. Auch kam der Umstand hinzu, dass dieser Mann neben mir gesessen hatte. Falls er wirklich ein Krimineller oder Psychopath war (was ich aufgrund seines Verhaltens für wahrscheinlich hielt), würde man mich vermutlich der Komplizenschaft verdächtigen und deshalb sah es für mich nicht gut aus (auch nicht für meine Weiter-Reise nach Berlin und den Auftrag) ... Um mich nicht verdächtig zu machen, weil der Mann neben mir gesessen hatte und um nicht in den Fall hineingezogen zu werden, stellte ich mich unwissend. Unverbindlich sagte ich: "Ja, ich habe da ganz hinten jemanden weglaufen sehen. Aber nur aus dem Augenwinkel, das könnte auch ein Kind gewesen sein. Ich bin mir nicht sicher. Ich war zu müde und konnte nicht viel erkennen, weil ich zeitweise geschlafen hatte. Ich hatte viel Stress, viel gearbeitet."

"Wissen Sie denn, wie die Person aussah? Können Sie die Person genauer beschreiben?", fragte der Beamte Knut ungeduldig.

"Nein."

"Sie wissen wirklich nicht mehr?", hakte Knut nach.

"Nein."

"Wo ist er genau entlanggelaufen?"

"Da geradeaus den Gang entlang", sagte ich und zeigte in Fahrtrichtung.

"Und wann haben Sie ihn gesehen? Saßen Sie hier?", hakte Knut erneut nach.

"Ich weiß es nicht. Ich saß auf dem Platz, war müde und kurz vor dem Einschlafen. Ich kann ihnen nicht mehr sagen."

"Gut. Dann war's das. Wenn wir Fragen haben, melden wir uns. Auf Wiedersehen", sagte der Beamte Knut. Die Polizisten liefen in Fahrtrichtung den Gang weiter und waren dann weg.

Ich war erleichtert und stand auf, als sie nicht mehr zu sehen waren. Ich war bewegt, wollte wissen was los war.

Durch die Biertrinkerei musste ich schon wieder dringend Wasserlassen und wollte aufs Klo gehen. Ich ging den Gang in Fahrtrichtung zur Glasschiebetür. Ich erreichte einen kleinen Flur, der zwei Waggons trennte. Dort war niemand. Die Lichter brannten grell. Ich entdeckte ein schmales WC. Und dann noch das Behinderten-WC. Ich wollte die Tür aufziehen. Doch sie war verschlossen: Besetzt.

"Mist", dachte ich. "Ich muss mal."

Ich drehte mich weg, um ein anderes WC aufzusuchen. Das normale, kleinere WC (das mir zu eng war), als sich hinter mir die Tür langsam einen Spalt breit öffnet e. Erst wenig. Dann immer mehr. Ich blieb dezent mit dem Gesicht zum Flur und dem Gang mit all den leeren Sitzen stehen, um zu warten, bis das WC frei ist. Ich hörte ein seltsames Geräusch und wollte mich gerade umdrehen, als mich eine Gestalt plötzlich fest von hinten packte. Sie schlug mir ins Genick, schlang blitzschnell einen Arm um meinen Hals und würgte mich – so stark, dass mir die Luft allmählich wegging. Ich wollte schreien, doch nur ein Krächzen entwich meiner Kehle.



ANTON WIRD VON JOHN VOR DEM WC ANGEGRIFFEN

Ich wollte mich aus dem Griff lösen, doch es gelang mir nicht. Dann bekam ich Fausthiebe ins Gesicht, auf die Nase. Ich spürte warmes Blut über meine Lippen strömen und erkannte, dass es der Verrückte war. Er ließ nicht ab von mir. Ganz kurz ließ er mich los und ich hustete. Ich war kurz davor, das Gleichgewicht zu verlieren und auf den Boden zu fallen. Dann begann er, mich erneut auf heftigste zu würgen. So dass ich kaum Luft bekam. "Er wird mir den letzten Lebenstropfen auspressen und ich werde einen qualvollen Tod sterben", schoss es mir durch den Kopf. Ich bemerkte mit Entsetzen, dass er mich immer mehr in Richtung Toilette drängte. Wahrscheinlich wollte er mich dort ersäufen!

Ich bekam Panik und riss die Augen weit auf. Ich wollte nicht sterben! Und erst recht nicht so jämmerlich in der Corona-Krise in einem Klo. Ich wollte schreien und konnte es nicht und niemand half mir. Blitzartig fiel mir ein, dass ich mein Handy in der Tasche hatte. Ich bekam es zu fassen, zog es heraus, bäumte mich mit letzter Kraft auf. Mit einem aggressiven und plötzlichen Ruck konnte ich mich aus dem Griff etwas lösen – der hätte vermutlich tödlich sein können, wenn er mir stärker die Luft abgedrückt hätte (durch eine spezielle Grifftechnik kann man einen Menschen nach kurzer Zeit erledigen) – und schlug ihm das Handy mit voller Wucht ins Gesicht. Es gab ein dumpfes Geräusch. John schrie, lockerte den todbringenden Griff und torkelte nach hinten in den Kloraum. Ich lief wie von Sinnen auf ihn zu und drosch erneut mit dem Handy auf seinen Kopf ein. Immer heftiger schlug ich zu. Wie ein Berserker! Wie einer, der sich im letzten Todeskampf verteidigte. John fletschte die Zähne vor Schmerz und wollte wieder auf mich zulaufen. Als er sich in der Nähe der geöffneten Klotür befand, zog ich die Klotür mit voller Kraft zu, so dass sie ihn im Gesicht traf. Mit voller Wucht hieb ich ihm die Tür ins Gesicht! Die Kante traf ihn an der Stirn und er schrie, dann stöhnte er vor Schmerz. Erneut sank er nach hinten und ich schlug immer weiter mit dem Handy und mit Fäusten brutal auf ihn ein, bis er umkippte und mit dem Gesicht nach unten regungslos und blutend liegenblieb. Er stöhnte und bewegte sich kaum. Ich sprang hinzu, zog ihn mit festem Griff am Hals hoch und drückte seinen Kopf in die Toilettenschüssel. Als er immer noch keine Ruh gab, drückte ich weiter und spülte. Es war der absolute Kontrollverlust, getrieben von purer Angst. Ich schlug wieder und wieder, bis ich völlig außer Atem war. Er lag leblos in dem Raum. Ich musste auf Nummer sicher gehen, dass er mich nicht mehr angreifen konnte. Ich beobachtete ihn genau und stellte fest, dass er sich nicht mehr rührte, gar nicht mehr.

Er war tot!

Dann sah ich auf dem Boden ein verschmutztes Messer. Ich konnte meine Situation nicht einordnen, hatte in diesem Moment aufgrund des Schocks einen geistigen Blackout. Ich nahm das Messer in die Hand. Ich sah Blut am Messer. Ich dachte instinktiv, dass das Messer das Werkzeug von etwas Grauens war, vermutlich von einem Verbrechen.

Dann dämmerte mir, was ich für einen Fehler ich gemacht hatte, indem ich das Messer, eine mögliche Tatwaffe, in die Hand genommen hatte!

Ich hörte Schritte! Leute kamen. Blitzschnell ließ ich das Messer fallen und merkte, dass ich Blut an den Händen hatte. "Forensiker, Profiler werden meine Fingerabdrücke, meine DNA-Spuren auf dem Messer entdecken. Man wird mich verdächtigen. "Man wird mich sofort für den Täter halten. Und dann hätte ich Probleme, die ich mir nicht leisten konnte", dachte ich und konnte nicht fassen, was ich getan hatte. Und wie töricht ich aus Angst gewesen war! Ein Nervenbündel, ein Reaktionsbündel, einer, der durch Angst, Stress und Schock 90 Prozent seines Verstandes verloren und so unklug gehandelt hatte.



ANTON STEHT NACH DEM KAMPF ERSCHROCKEN IM WC

Ich sprang zurück in den WC-Raum, wo der Mann mit dem nackten Oberkörper lag. Ich schloss die Tür und wartete ab. So verharrte ich einige Zeit und lauschte. Ich betrachtete meine Hand genauer und bemerkte einen kleinen Schnitt in der Hand. „Hatte er mich doch beim Kampf mit dem Messer verletzt?“ ging es mir durch den Kopf und ich betrachtete das Messer doch noch etwas genauer. Dabei fiel mir auf, dass frisches Blut daran war – wahrscheinlich von dem Schnitt an meiner Hand – und auch älteres, getrocknetes Blut, das von jemand anderem stammen musste. Aber da ich kein Profiler war, konnte ich das nur vermuten, nicht zu 100 Prozent sagen. Nichts war klar. Ich war durch die Ereignisse verwirrt und ich wusste nicht, was auf mich zukam.

Dann hörte ich wieder Schritte.

Vorsichtig machte ich die Tür einen kleinen Spalt auf und sah die zwei Polizisten.

„Er muss hier irgendwo sein“, sagte der Polizist Knut.

„Ja. Er kann nicht weit sein“, meinte der andere“. „Wir müssen suchen. Ich werde telefonieren“, antwortete der Polizist Knut, der von dem Flur durch die Glastür in das Abteil in Fahrtrichtung lief. Er holte sein Handy aus der Tasche und telefonierte mit seinem Kollegen von der Dienststelle: „Hallo. Kawinski. Ja, wir sind am Suchen. Wir haben den Mann mit der Kapuze nicht. Der muss irgendwo rumlaufen... Ja... Der Mann, den er im Hauptbahnhof abgestochen hat, ist tot? Ja. Tot. Wir werden ihn kriegen. Alles absuchen.“

Das Gespräch war beendet. „Der Mann, den der Mann mit der Kapuze abgestochen hat, ist tot ...“, schallte es mir in den Ohren. Jetzt wusste ich die Wahrheit! Der Mann mit der Kapuze mit Namen John hat einen Mann mit dem Messer erstochen, am Hamburger Hauptbahnhof kaltblütig ermordet! Und mir hatte er gesagt, dass er selbst fast Opfer einer Messerattacke geworden wäre! Nein. Er hatte die Tatsachen verdreht! Er war der Täter und nicht das Opfer!

In mir stieg dumpfer Zorn auf. Dass ich ihn in der Notwehr und in Rage umgebracht hatte, erweckte keine Schuldgefühle mehr in mir. Selbst schuld. Die Corona-Zeit ist hart. Und sie macht auch viele Menschen härter, aggressiver, kampfbereiter. Auch mich hatte die Coronakrise verändert! (leider mehr zum Nachteil) So gab es nicht mehr nur aggressivere Täter, sondern auch Opfer, die sich immer mehr wehrten. (Viele Situationen waren in der Corona-Krise nicht mehr planbar.) So hatte der Täter John nicht mit einer so heftigen Gegenwehr eines Familienvaters wie mir gerechnet. Das wurde ihm zum Verhängnis! Die Situation kam mir absurd vor und ich fühlte mich wie in einem James-Bond-Film – zumindest was die Actionszenen betraf. Und ich war auch kein Geheimagent, sondern nur ein Grafiker, der in Berlin in der schwierigen Corona-Krise einen Auftrag erledigen wollte und weitere Aufträge suchte, die sich vielleicht noch ergeben würden. Und nun hatte ich das Pech, auf diesen John zu treffen und nun all diese Probleme mit der Polizei zu haben. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Ich zog die WC-Tür leise zu. Wenn ich abschließen würde, würden die Polizisten das von draußen sehen. Das würde mich verraten und noch mehr in Schwierigkeiten bringen. Sie würden mich des Totschlags oder gar des Mordes beschuldigen und mir möglicherweise die Notwehrsituation nicht glauben. Das würde mich – wenn es dumm läuft – für Jahre Gefängnis bringen ... Zumindest war das nicht auszuschließen. Vielleicht könnte mein Alkoholgenuss die Strafe mildern. Doch es sah möglicherweise trotzdem nicht gut für mich aus. Ich mochte mir die Probleme nicht ausmalen. Ich hätte vor Angst an die Decke springen können und mich am liebsten in Luft aufgelöst. Ich hoffte, dass mich niemand entdeckte. "Nein, bitte nicht", flehte ich innerlich. Ich hörte sie draußen reden und rumlaufen. Dann wurde es still. Ich wartete noch einige Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, und dachte immer wieder: "Wenn ich es falsch anstelle, ist alles vorbei. Dann wird es sehr, sehr schwierig für mich und ich werde alles verlieren!"

Ich betrachtete mich im Spiegel, sah mein blutendes Gesicht. Ich griff ein Papiertuch und wusch mir das blutverschmierte Gesicht und die Hände. Dann versuchte ich – so gut es eben ging – die verdächtigen Blut-Flecken vom Pullover abzuwischen. Letzteres klappte nicht so gut. Obwohl ich viel daran rieb und mit Wasser versuchte, die Flecken auszuwaschen. Die Blutflecke wurden zwar etwas blasser, blieben aber deutlich sichtbar und ich konnte sie nur durch das Tragen meiner dunklen, dicken Jacke verbergen. "Ich muss nachher vor dem Auftraggeber unbedingt die Jacke anbehalten!", dachte ich. An der Jeans-Hose gab es zum Glück keine Flecke. Dann blickte ich auf das Handy, mit dem ich eben auf John eingeschlagen hatte. Es war ziemlich kaputt, hatte Risse am Display. Es ging aber an. Zum Glück!

(Es gab tatsächlich Handys, die Schläge gegen das Handy oder sogar Stürze von hohen Häusern oder Brücken überlebten – durch Glück oder weil sie ein gutes Schutzgehäuse hatten oder weil sie so stabil mit gutem Material gebaut wurden. Ich hatte darüber mal einen Fernsehbericht gesehen... Nur so konnte ich erklären, dass mein Handy noch einigermaßen heil geblieben war.)

Dann merkte ich, dass ich durch die Alkoholtrinkerei schon wieder Wasserlassen musste. Der Druck in der Blase wurde zu groß. Mir zitterten die Knie durch die Wirren und ein Teil meiner Hose war schon eingenässt. Aber ich war froh, dass ich noch lebte! Dann blickte ich auf den toten John. Er lag mit geöffnetem Mund neben der Toilette und ich überlegte, was ich mit ihm tun sollte. So liegen lassen und abhauen? Bloß nicht! Möglicherweise würden sie DNA-Spuren von mir finden. Ich musste ihn loswerden! Ich fasste den Gedanken, ihn aus dem Zug zu schmeißen. Das würde eher wie ein Unfall aussehen, als wenn ich in dort liegen lassen würde. Wenn man ihn auf den Gleisen fände, würde man vielleicht vermuten, dass er in der Corona-

Krise Suizid begangen hätte und würde mich nicht verdächtigen. Vielleicht würde die Polizei aufgrund des Corona-Chaos und des Lockdowns schlampiger arbeiten ... Ich wartete etwas, dann öffnete ich langsam die Tür und blickte durch den Spalt. Dort war niemand. Die Luft war rein. Ich machte die Tür flink auf und schlich auf den Flur. Ich blickte mich nervös um: Im Abteil links war alles leer, im Abteil rechts war alles leer. Niemand war da. Ich ging schnell zur Zugtür und überlegte, wie ich sie unauffällig öffnen könnte. Ich war kein technisches Genie. Aber ich hatte in meiner Jugendzeit mit einer Truppe von fünf S-Bahn-Surfern zu tun (von denen leider zwei tödlich verunglückten). Daher erinnerte ich mich, wie man eine Tür geräuschlos und schnell aufbekommt.

Den Körper zur Tür schleppen, schnell die Tür aufreißen und rausschmeißen. Fertig. Das würde im Dunkeln keiner sehen können.

John würde dann einfach verschwunden sein. Das Problem wäre beseitigt! Ich könnte nach Berlin reisen und alles wäre wieder normal.

Entschlossen ging ich zurück zum Behinderten-WC. Ich machte die Tür auf und erschrak. Der Tote war weg! "Das gibt s doch gar nicht. Das gibt es doch gar nicht! Das k a n n nicht sein. Entsetzlich!", schrie ich innerlich. Das Messer war auch weg. Ein paar Blutspuren waren noch auf dem Boden. So wusste ich, dass das alles keine irre Einbildung war. "Ich muss hier weg", dachte ich panisch, "Meine Sachen, meinen Rucksack greifen und weg, nichts wie weg!"

Ich verließ das WC und blickte mich wieder und wieder nach links und rechts um. Da war niemand. Vorsichtshalber schob ich mir die Maske über die Nase und schlich auf leisen Sohlen entgegen der Fahrtrichtung durch den Flur, öffnete die Glastür des 2.-Klasse-Abteils und ging leise und unauffällig hindurch. Zunächst meinte ich, mein Rucksack sei verschwunden und war verzweifelt: „Was ist, wenn die Polizisten ihn mitgenommen haben?“. Dann gelangte ich endlich doch zu der Vierersitzgruppe, auf der ich vorhin gesessen und meinen Rucksack zurückgelassen hatte. Er war noch da. Was für ein Glück! Als ich näher herankam, sah ich, dass er durchwühlt worden war. Die Papiere lagen draußen. Panik ergriff mich. Wurde was Wichtiges gestohlen? Mein Malblock? Grafikmappe? Dann wäre ich umsonst in Berlin.“

Aber alles war noch da. "Das kann doch nicht sein. Warum sollte jemand meinen Rucksack durchsuchen und nichts mitnehmen? Ich versteh`s nicht. Sind denn alle in der Corona-Krise verrückt geworden?", dachte ich.

Dann fiel mir ein, dass ich meine Fahrkarte nach Berlin in dem Rucksack hatte.

Außerdem hatte ich in einem Buch noch 100 Euro versteckt, als eiserne Reserve. Als ich nachguckte, war alles noch da. Was für ein Glück ich hatte! Die Person, die meinen Rucksack durchsucht hatte, musste wirklich durcheinander gewesen sein! Anders konnte ich mir das nicht erklären. Warum fiel mir das nicht früher ein, dass ich die Fahrkarte nach Berlin und 100 Euro in einem Buch im Rucksack hatte? Und ich musste verrückt sein, dass ich all dies auf dem Platz zurückgelassen hatte! Aber ich war in Panik nach dem was geschehen war und handelte irrational. Vermutlich hatte der Alkoholgenuss zusätzlich eine fatale Wirkung auf mich gehabt. Nur so konnte ich meine Blackouts erklären. Hinzu kamen die aufgestauten Probleme und der ganze Corona-Frust, der auch mich innerlich aggressiver, ja sogar gewalttätiger, machte. Obwohl ich seit meiner Jugend ein sanftmütiger Mensch war, hatte ich in der Corona-Krise eine Wandlung zum Schlechten vollzogen!

Ich stand eine Zeit ratlos neben meinem Rucksack und dachte nach. Ich hatte kaum Bargeld in meinem Portemonnaie. Aber ich hatte eine Bankkarte. Ich hoffte, mit der Karte in Berlin etwas Geld abheben zu können und mir ein Rückfahrticket kaufen zu können. Obwohl mein Geld knapp war, musste ich nicht nur die Hinfahrt und den Job, sondern auch meine Rückfahrt im Auge behalten. Trotz aller Widrigkeiten!

Aber es gab Leute, die schlimmer dran waren als ich. Was sollten die sagen, die Corona hatten, pleite oder obdachlos waren?

Plötzlich hörte ich wieder Stimmen. Sie kamen aus einer anderen Richtung. Ich nahm meinen Rucksack und schlich mich auf Zehenspitzen bis zum Ende des Abteils, um auf Nummer sicher zu gehen, dass es keine Einbildung war.



ANTON HÖRT DIE ZUGBEGLEITER KOMMEN UND FLÜCHTET

Dort guckte ich durch die Glastür und sah eine Frau und einen Mann in Uniform. Es waren Zugbegleiter, die gerade die Fahrkarte einer alten Dame kontrollierten. Gleich würden sie hier sein!

In Windeseile lief ich von der Glastür weg. Dann floh ich wie von einer wilden, monströsen Wolfshorde mit aufgerissenen Mäulern und spitzen Zähnen gehetzt durch das Abteil in Fahrtrichtung zurück, lief durch die Glastür, erreichte den Flur und das Behinderten-WC, in dem der Kampf mit dem John stattgefunden hatte. Ich konnte mich dort nicht verstecken, da Fahrkartenkontrolleure an verschlossenen WC's immer klinken und mich dort finden würden. Dann wäre ich geliefert!

Mit Entsetzen sah ich, dass sie schon auf dem Weg in das nächste Abteil waren, in dem ich eben noch neben meinem Rucksack gestanden hatte. Also hastete ich in das nächste Abteil weiter in Fahrtrichtung und lief immer weiter und weiter. Ich hoffte, nicht den Polizisten in die Arme zu laufen! Oder dem Psychopathen John!

Im Stillen hoffte ich sogar, dass die Polizei den Wahnsinnigen John schon geschnappt hatte. Sie würden mit ihm beschäftigt sein und mich in Ruhe lassen. "Wenn der Psychopath oder die Polizei mich schnappen würde, würde es Probleme geben!", hielt ich mir wieder vor Augen.

Ich lief weiter durch mehrere Abteile, bis ich auf einem Flur ein anderes WC fand. Dieses Mal kein Behinderten-WC, sondern ein viel kleineres WC. Es war frei.

Da ich aus meiner Sicht keine andere Wahl hatte, ging ich hinein und verschloss die Tür. Ich war in Sicherheit! Vorerst!

Ich holte mein Handy hervor und blickte auf das beschädigte Display. Nachdem ich es eingeschaltet hatte, konnte ich auf dem Display trotz der Risse noch die Uhrzeit erkennen. Noch sieben Minuten. Gleich würde der Zug in Berlin Hauptbahnhof sein! Ich wartete – quälende sieben Minuten! Dann hielt der Zug.

Ich vergewisserte mich vorsichtig, dass niemand auf dem Flur war und verließ mit dem Rucksack das WC. Als ich durch die gläserne Zugabteiltür nach rechts blickte, um durchs Fenster das Bahnhofsschild zu suchen, bemerkte ich eine Gestalt weghuschen. Wer das war, konnte ich nicht erkennen. Dann sah ich tatsächlich auf dem Bahnsteig das große Schild: Berlin Spandau.

„Soll ich jetzt schon raus?“, zögerte ich. Ich erinnerte mich an das Gespräch mit den Polizisten. Sie haben sicher die zuständige Polizeidienststelle informiert und am Hauptbahnhof würden jetzt schon diverse Polizisten auf mich warten. Gerade wollte ich kurzentschlossen den Zug verlassen, als dieser plötzlich anfuhr. Was für ein Pech! Jetzt konnte ich nur noch hoffen, dass meine Furcht unbegründet und keine Polizisten am Berlin Hauptbahnhof waren. Ich sah auffällig ramponiert aus, hatte noch immer Blutflecke am Pullover und eine nasse Hose. Möglicherweise würde ich in Erklärungsnot kommen. Vielleicht würde man mich verdächtigen den Mann im Hamburger Hauptbahnhof abgestochen zu haben... und John käme davon! Man wusste ja nie.

Ich wollte lieber auf Nummer Sicher gehen. Denn ich musste mich in Berlin um meinen Auftrag kümmern und durfte keine Zeit verlieren. Nach den Vorfällen hatte ich nur noch Angst. Ich versuchte, mich zu beruhigen. Ich wollte nicht das Schlimmste annehmen und einfach auf mein Glück und einen guten Ausgang der Sache hoffen ... Also schloss ich mich wieder im Herren-WC ein und wartete. Diese 10, 15 Minuten dauerten eine weitere Ewigkeit. Ich malte mir die schlimmsten Szenarien aus und war durch den Stress kurz davor, durchzudrehen.

Endlich hielt der Zug: Berlin Hauptbahnhof, Tiefebene. Ich öffnete wieder vorsichtig die Tür, schmolte auf den Flur. Da war niemand. Blitzschnell stieß ich die WC-Tür auf, rannte mit meinem Rucksack durch den Flur und war Sekunden später auf dem Bahnsteig. Der war leer. Keine Polizisten. Niemand. Nun fühlte ich mich doch sicher. Einige wenige Leute stiegen nach mir gemächlich aus dem Zug. Ich fuhr mit der Rolltreppe in die nächste Etage. Dort war alles bombastisch mit Weihnachtsdekorationen geschmückt.

Ich fuhr weiter bis zum Erdgeschoss des Bahnhofs.

Es war kalt und ich merkte, dass ich zu dünn angezogen war. Ich befand mich gerade an einem riesigen Weihnachtsbaum, der die Halle erleuchtete. Von dort aus sah ich einen Imbissstand nahe dem Ausgang zum Washingtonplatz.

Ich ging zur Theke und bestellte eine Currywurst und einen heißen Glühwein. Die Blutflecke verbarg ich unter der Jacke und versuchte mich vor dem Verkäufer so normal wie möglich zu benehmen. Ich stellte mich mit meiner Wurst und dem Glühwein sogar ganz in seine Nähe. Ich aß jedoch die Currywurst ziemlich hastig. Und wie der Glühwein mich wärmte, ich fühlte mich gleich fitter! Dann sah ich fünf Polizisten vom Eingang zur Rolltreppe laufen und ins Untergeschoß fahren. Was war los? Wohin wollten sie? Nach unten? Das hatte sicher mit dem Mann mit der Kapuze und dem Mord am Hamburger Hauptbahnhof zu tun. Vielleicht würden sie den Täter John schnappen. Ich wurde wieder unruhig und bekam Angst – auch wegen meinen verdächtigen Blutflecken.

Ich verließ zügig den Bahnhof.

Als ich über den Washington-Platz lief, sah ich vor mir etwas auf der Straße liegen. Lag dort etwa ein Mann auf dem Rücken? Ich lief schnell hin und bemerkte, dass da wirklich ein Mann auf der Straße lag. Mit einer dicken, dunklen Winter-Jacke.

Zuerst dachte ich, dass er tot sei oder zumindest schwer verletzt oder bewusstlos.

Dann sah ich, dass sich seine Hand etwas bewegte, er war also nicht tot.

Plötzlich kam ein Auto und ich musste zurückspringen. Das Auto raste dicht an dem Kopf des auf der Straße liegenden Mannes vorbei. Es fehlten nur ungefähr 10 cm und es wäre über den Kopf des Liegenden gefahren – nur ein wenig weiter links und der Kopf wäre jetzt Matsch. Bei der Vorstellung drehte sich mir der Magen um.

Hinter mir rief ein Mann: "Der simuliert. Der ist nur besoffen!" Ich drehte mich um und sah einen arrogant wirkenden Mann mit einer Lederjacke, kurzen Haaren und Zigarette im Mund stehen.

Ich dachte nur: „Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass dieser auf der Straße liegende Mann simuliert und sich damit bewusst in Gefahr begeben.“

Entweder war er besoffen oder krank oder er wollte sich auf diese Art das Leben nehmen – vermutlich, weil er in der Corona-Krise Pleite gegangen war oder kurz zuvor. Was es auch immer Gründe waren: Es hatte sehr wahrscheinlich mit Corona zu tun.

"Wir müssen helfen. Er stirbt sonst", schrie ich sehr aufgeregt. Doch der Mann mit der Lederjacke tat nichts und blies nur den Rauch seiner Zigarette in die Morgenluft. In Windeseile lief ich zu dem Mann auf der Straße.



ANTON SIEHT AM WASHINGTONPLATZ EINEN MANN AUF DER STRASSE LIEGEN UND HILFT

Ich packte ihn beim Arm und versuchte, ihn auf den Bürgersteig zu ziehen. Da der Mann schwer war, hatte ich größte Mühe, ihn wegzuziehen und fletschte meine Zähne vor Anstrengung. Schweißtropfen rannen mir auf das Gesicht. "Es darf nur kein Auto kommen. Dann wird es uns beide überfahren", dachte ich. Doch mit einem kräftigen Ruck schaffte ich es schließlich, ihn an den Rand der Fahrbahn auf den Bürgersteig zu ziehen. Keiner half mir! Obwohl ich nicht gerade der vortrefflichste Mensch war: Ich hätte mein Leben gegeben, um ihn zu retten! Denn dieser Mann tat mir in diesem Moment leid. "Was ist denn passiert? Wieso liegt er da", fragte ich obwohl ich die Antwort erahnen konnte. "Weiß nicht. Er war so besoffen, dass er umgekippt ist", antwortete der Mann mit der Lederjacke.

Ich betrachtete den Liegenden genauer. "Er blutet am Mund. Vermutlich wurde er niedergeschlagen. Der simuliert nicht!", sagte ich. "Für mich sieht es so aus: Entweder war er so besoffen, dass er – wie Sie sagten – dass er mit dem Gesicht auf die Straße geknallt ist und sich nicht mehr allein aufrichten konnte. Oder jemand hat ihn überfallen und ihn auf die Straße geschmissen", fügte ich noch hinzu. "Was auch immer mit ihm geschehen ist – Wie konnte der arrogante Mann mit der Lederjacke behaupten, dass der Mann auf der Straße nur simuliert und besoffen ist, wenn kurz zuvor ein Auto fast über seinen Kopf gefahren war! Er simuliert nicht! Was für ein Fehlurteil!", dachte ich. "Ach so... ich dachte, der simuliert. Weiß ich nicht", stotterte der Mann mit der Lederjacke. Seine aufgerauchte Zigarette schnippte er lässig zu Boden.

Innerlich wurde ich noch wütender, als ich es schon war. Anstatt zu helfen, konnte der Mann nur labern. Andere an meiner Stelle hätten ihm die Faust ins Gesicht gehauen. "Und jetzt? Wissen Sie nicht, dass Sie hätten helfen sollen?", sagte ich. Aber der Mann mit der Lederjacke stand nur da und sagte nichts. Ich war wie gelähmt.

Dann kamen andere Männer: "Was ist passiert", fragten sie. "Er wurde niedergeschlagen. Wir müssen die Polizei rufen", rief ich. "In Ordnung", sagte einer und griff zu seinem Handy, während die anderen zu dem Liegenden liefen und sich um ihn kümmerten. Einer gab ihm etwas Wasser zu trinken.

Da ich mit der Polizei absolut nichts zu tun haben wollte, ging ich unauffällig einfach weg.

Ich lief durch die Washington-Straße über die Gustav-Heinemann-Brücke, durch den Spreebogenpark und die Otto-von-Bismarck-Allee, am Bundestag vorbei, dann über die Paul-Löbe-Allee zum Reichstag, über den Platz der Republik, die Scheidemannstraße. Dann lief ich durch den Tiergarten den dunklen Simsonweg entlang Richtung Ebertstraße und Brandenburger Tor. Es kam mir vor, als wäre ich wie von einem gigantischen Monster mit riesigem Maul von der Dunkelheit verschluckt worden. Während ich lief, war ich beunruhigt und dachte über die Ereignisse nach. Wo war die Leiche von John? Ich war sicher, dass ich ihn in Notwehr umgebracht hatte. Und nun ist die Leiche weg? Vielleicht hatte sie jemand weggeschafft? Oder vielleicht war John nicht tot, sondern nur zeitweise bewusstlos gewesen und war dann später weggelaufen? Wie konnte er es, wenn er so verletzt war? Oder er hatte trotz seiner Verletzungen nur den Bewusstlosen gespielt, um sich dann zu verdrücken, wenn ich von ihm abließ? Das alles machte keinen Sinn. Ich kam zu dem Ergebnis, dass er wahrscheinlich nur den Bewusstlosen gespielt hatte und dann weggelaufen war. Das war die einzige logische Erklärung, die übrig blieb – so unglaublich sie auch war. Er war vermutlich heimlich in Berlin-Spandau ausgestiegen und ist irgendwo in Berlin. Bei dem Gedanken lief mir ein Schauer über den Rücken. "Hoffentlich ist er nicht hier. Aber er wird nicht hier sein. Vermutlich ist

er Berlin-Spandau ausgestiegen – eine Station vor Berlin Hauptbahnhof. Denn am Berliner Hauptbahnhof hatte ich ihn nicht gesehen", beruhigte ich mich. Ich erreichte zu meiner Erleichterung endlich das Ende des Simsonweges, hielt noch kurz inne und trank einen Schluck Chantré. Dann lief ich bis zur Ebertstraße und durch das Brandenburger Tor zum Pariser Platz.

Der Platz war leer. Nur ein übergroßer 15 Meter hoher Tannenbaum (die Heldentanne mit 30.000 LED-Lichtern) und ein riesiger, achtarmiger Chanukka-Leuchter (zum Auftakt des jüdischen Lichterfests Chanukka) standen dort einsam. Nur ein auf Kundschaft wartendes BikeTaxi belebte die Szene. Als ich an dem Gefährt vorbeiging, sprach mich der BikeTaxi-Fahrer an: "Sie wollen fahren?" Ich zögerte und blickte über den leeren Pariser Platz: „Ich glaube nicht."

"Wieso nicht? Es ist Shutdown. Sie sind der letzte Fahrgast. Alles schließt. Die Geschäfte, alles", antwortete er entspannt.

"Ich weiß. Ich werde mich erst einmal auf eine Bank da drüben setzen, schreiben und etwas zeichnen."

Er nickte wohlwollend. "Dann machen Sie mal. Ich kann warten. Es ist sowieso nichts los. Wenn Sie ein BikeTaxi wollen, dann rufen Sie mich. Denn es ist sehr kalt und zu Fuß weite Strecken zu gehen, ist nicht gut. Das ist übrigens die letzte Möglichkeit, BikeTaxi zu fahren – vor dem Shutdown in dieser Nacht", sagte er.

Gesagt, getan, setze ich mich auf die nächste Bank und fing an. Ich schrieb etwas, zeichnete und trank einige Schlucke aus der Chantré-Flasche.

Nach einer Weile rief ich kurzerhand meinen Auftraggeber, den Geschäftsmann und Makler, Herrn Keppler, an: "Hallo? Hier ist Anton Meissner. Wie gehts? Ich bin jetzt in Berlin."

"In Berlin? Was machen Sie in Berlin?", fragte er scheinbar überrascht zurück.

Ich wusste sofort, dass er mir nur was vorspielte. Er wusste doch genau, dass ich nach Berlin kommen wollte. Das war ein schlechtes Zeichen. Nur Kunden, die abspringen wollen, reagieren so. "Ich wollte nach Berlin kommen. Wussten Sie ja. Wir sind morgen verabredet", antwortete ich.

"Morgen? Wirklich?"

"Ja. Morgen."

"Das muss ein Missverständnis sein. Ich hatte erwähnt, dass wir uns mal treffen könnten. Aber nicht morgen. Wir haben Corona-Krise, Lockdown", sagte Keppler.

"Wir hatten morgen gesagt. Ich hatte mir das extra notiert. Und heute Abend wollten wir ein Vorgespräch führen."

"Ja, nun“, meinte er, „dann teile ich ihnen jetzt mit, dass ich den Auftrag leider absagen muss. Das war sowieso noch nicht fest."

"Aber ich bin extra nach Berlin gefahren. Unser Treffen war geplant!"

"Ja ... aber ich kann jetzt nichts machen. Ein Treffen geht nicht. Wir haben Lockdown und alles hat geschlossen. Und ich bin fast pleite, meine Geschäfte gehen schlecht. Selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht zahlen. Ich muss den Auftrag absagen", sagte Herr Keppler.

"Warum haben Sie den Termin nicht früher abgesagt?", fragte ich unwirsch.

"Ich hab's versucht. Aber Sie waren nicht erreichbar. Sie waren nicht Online", erwiderte er.

Das war natürlich eine Lüge. Denn diesen Anruf gab es nie. Ich fand ihn später auch nicht auf der Liste der Anrufer.

"Weil ich schon unterwegs war", sagte ich.

"Mag sein. Ich kann es nicht ändern. Sorry. Ich habe kein Geld, ich habe Familie und kann keinen Auftrag vergeben."

"Das ist Mist. Ich hatte mir Mühe gegeben. Die Reise kostete Geld... Ich finde es frech, mich nicht anzurufen und nicht rechtzeitig abzusagen. Ich mache den langen Weg und fahre extra hierher nach Berlin..."

"Nein. Es tut mir leid. Es ist eine Notsituation. Ich muss dann jetzt absagen", wiederholte Herr Keppler.

"Aber wir können das verschieben. Oder Ratenzahlung. Ich komme morgen vorbei und wir besprechen das. Ich kann mit dem Preis runtergehen", argumentierte ich.

"Verstehen Sie nicht? Ich kann das nicht machen. Ich habe Ihnen gesagt, warum", beharrte Herr Keppler.

"Ratenzahlung können Sie machen. Kein Problem. Ich kann statt 1000 Euro auch 700 sagen!"

"Nein. Ich bin fast pleite. Ich habe Kinder. Fast alle Makleraufträge sind weg", sagte er mit Nachdruck und etwas lauter.

"Dann 500 Euro. Das ist sehr guter Preis. 500 € und Ratenzahlung", schrie ich.

"Nein. Hören Sie. Ich kann Ihnen keinen Auftrag geben. Ich muss das Gespräch jetzt beenden."

"400 Euro!"

"Nein."

Ich bekam einen hochroten Kopf: "NEHMEN SIE DAS BILD FÜR 400 EURO! DAS KÖNNEN SIE MIT MIR NICHT MACHEN! ICH KOMME EXTRA HIERHER NACH BERLIN UND SIE ERTEILEN MIR EINE ABSAGE?? Ich möchte NIE WIEDER mit Ihnen zu tun haben!", schrie ich ins Telefon. Dann drückte ich das Gespräch weg. Aus, Sense. Am liebsten hätte ich das Handy hingeschmissen. Stattdessen griff ich wütend, in voller Raserei in meine Tasche, holte eine Bierflasche hervor und schmiss sie in hohem Bogen auf den Pariser Patz zum Brandenburger Tor.

Der BikeTaxi-Fahrer beobachtete alles. Er stieg aus und ging einige Meter auf mich zu: "Hey, Mann, beruhigen Sie sich. Beruhigen Sie sich. Mit Flaschen rumwerfen ist nicht cool." Ich wollte ihm gerade zitternd vor Fassungslosigkeit meine Situation erklären: "Stellen Sie sich das vor. Mein Auftraggeber ...", doch als ich vom Hotel Adlon einen Polizisten in unsere Richtung kommen sah, nahm ich wortlos meinen Rucksack, ließ den BikeTaxi-Fahrer stehen und lief weg. "Heh, Sie! Bleiben Sie stehen!", rief der Polizist mir hinterher.

Ich lief so schnell ich konnte. Ich lief durch das Brandenburger Tor bis zur Ebertstraße und dann so schnell ich konnte an einer kleinen Mauer vorbei in den dunklen Tiergarten hinein.

Ich versteckte mich hinter Bäumen an einem Weg. Wenig später leuchtete in der Ferne zwischen den blätterlosen Büschen und Bäumen ein Licht auf. Es war eine Taschenlampe. Der Polizist vom Brandenburger Tor war mir nachgelaufen! Ich beobachtete im Dunkeln, wie er den Weg entlangging und mit der Taschenlampe das Dickicht absuchte. "Was passiert noch alles an diesem schrecklichen Abend?", fragte ich mich. Dann hörte ich ihn schreien. "Heh! Kommen Sie sofort raus. Ich weiß, dass Sie sich hier versteckt haben", schrie er. Wütend fuchtelte er mit der Taschenlampe. "Ich sehe Sie. Also kommen Sie raus!", schrie er. Das konnte gar nicht sein. Denn ich war weit weg und gut versteckt hinter den Bäumen. Es war Bluff. Eine Taktik, um mich zu verunsichern. Damit ich rauskommen und mich stellen würde! "Aber so dumm bin ich nicht", dachte ich. Und wieder hörte ich sein einschüchterndes Geschrei: "Ich bin schon mit allen möglichen Leuten fertig geworden. Mit

Schwerverbrechern. Mit Demonstranten. Ich werde auch mit Ihnen fertig. Kommen Sie verdammt nochmal raus. Dann wird Ihnen nichts geschehen."

Ich dachte an die Blutflecke an meinem Pullover. Ich wollte mit der Polizei nichts zu tun haben. Also lief ich sofort weiter. Noch weiter in die Büsche hinein. Dann versteckte ich mich hinter den Bäumen. Dort wartete und wartete ich. Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen. Ich fror. Und ich hatte Angst. "Was ist, wenn er mich doch finden würde? Und vielleicht noch Verstärkung rufen würde? Wenn er die Suche nicht abbrechen würde, beharrlich weitersuchen würde und ich in der Kälte die halbe Nacht hier im Tiergarten verbringen müsste? Da würde ich vermutlich vor Kälte hier draußen jämmerlich krepieren. Und das alles nur für diesen Auftrag", dachte ich. Ich betete. Betete, dass ich nicht erfrieren würde.



ANTON BETET

Ich war in diesem Moment völlig verzweifelt. Und wünschte, nicht hierher nach Berlin gekommen zu sein. "Wäre ich doch nur in Hamburg geblieben. Wäre ich doch bloß in Hamburg geblieben", dachte ich immer wieder. Ich dachte an meine Familie an Anna und Christian, die in unserem relativ warmen Wohnzimmer abends bestimmt Spiele miteinander spielen oder nett Abendbrot essen oder zusammen fernsehgucken würden. Und ich musste das hier in Berlin erleben!

Und wieder schoss Kälte durch meinen Körper. Ich dachte schon, dass ich jetzt erfrieren würde. Ich fingerte im Dunkeln einen Chantré aus meiner Jackentasche. Ich hatte aus der Flasche im Zug schon getrunken und so war sie nicht mehr ganz voll. Vielleicht halbvoll. Ich trank einen Schluck, zwei Schlucke. Das wärmte! Bald war die Flasche leer. Dann merkte ich, dass meine Jacke im Hals und Brustbereich nicht ganz zu war. Vermutlich war der Reißverschluss oben am Hals aufgegangen als ich vor dem Polizisten weggelaufen war. Darum war mir so kalt! Ich zog mit klammen Fingern den Reißverschluss bis zum Hals hoch und machte die Knöpfe am Kragen

der Jacke zu. So spürte ich die Kälte weniger! (obwohl es draußen in dieser Nacht immer noch unerträglich kalt war!) Ich wartete eine Weile in meinem Versteck und merkte langsam die beruhigende Wirkung des Chantré. Doch das war mir (der ich unter Stress, nervlichen Anspannungen und depressiven Stimmungen litt) nicht genug. Ein Fehler wie sich das im Nachhinein herausstellte. Ein Fehler, den ich zu anderen Zeiten, im Normalzustand nicht gemacht hätte. Nach einer Weile holte ich den zweiten Chantré heraus. Ich trank auch daraus einige Schlucke. Ich aber wusste nicht mehr, wieviel ich trank. Irgendwann verschwamm alles. Ich konnte später nicht mehr sagen was tatsächlich passiert war.

Ich ging durch den Tiergarten. Erreichte den Goldfischteich, den Steppengarten, das Komponisten-Denkmal. Dann sah ich zwischen den Bäumen den Polizisten wieder. "Hallo? Halt! Stehen bleiben!", rief er wieder. Hinter ihm stand noch jemand. Ich konnte das nicht so genau sehen. Zu weit weg und ich war zu benebelt. Plötzlich fiel der Polizist zu Boden. Kein Schrei und nichts. Er fiel vermutlich ins blätterlose, nasse Gestrüpp. Vielleicht kniete er aber auch oder duckte sich. Die Gestalt hinter ihm war auch verschwunden. Was war da passiert? Kämpfte der Polizist mit einem randalierenden Jugendlichen, Demonstranten oder einem Corona-Verrückten? Es war mir irgendwie egal – Hauptsache, der Polizist bekam mich nicht. Ich wollte einfach weg. Ich war auch zu sehr angetrunken, um klar denken und handeln zu können.

Ich lief durch die Dunkelheit. Weiter und weiter, bis ich die Straße des 17. Juni erreichte. Von dort lief ich wieder Richtung Brandenburger Tor. Ich setzte mich auf die Bank bei einer Mauer direkt am Tiergarten und ruhte mich aus. Ich konnte einfach nicht mehr weiterlaufen. Ich musste erst wieder etwas nüchterner werden. Das war bei diesen kalten Minustemperaturen und dem Nachtfrost einfach gefährlich. Und wer sich an diesem Abend und in der Nacht draußen rumtrieb – und das noch dazu in der Nacht zum Lockdown – musste verrückt sein. Denn die Gefahr, dort auf dieser Bank in dieser kalten Nacht einzuschlafen und zu erfrieren, war zu groß. Und ich war kurz davor in Schlaf zu versinken!

Keine Ahnung, wie lange ich dort saß ... Irgendwann war ich wohl für kurze Zeit wirklich "weg" und eingenickt. Dann war ich wieder da bzw. wachte ich plötzlich auf. Ich hörte so etwas wie einen Schrei in der Ferne oder ein Rufen. Ich wusste nicht, was los war – ob das Einbildung gewesen war oder nicht. Ich war jedenfalls nach diesem Geräusch voll wach und meine Trunkenheit war etwas verflogen. War das der Polizist, der geschrien oder gerufen hatte? Wurde er überfallen? Ich wusste das nicht. Vermutlich hatte er einfach die Suche nach mir aufgegeben ... Ich merkte, dass mir nicht mehr ganz so kalt war. Vielleicht lag das am Chantré oder weil ich meine Jacke vorhin wichtig zugemacht hatte. Ich konnte auch das nicht klar sagen. Ich starrte einige Zeit auf die leere Ebertstraße. Dann links von mir auf die Straße des 17. Juni.

Alles um mich herum erschien mir hoffnungslos. Es war immer noch kalt und es nieselte etwas. Hier war der Hund begraben.

Ich stand von der Sitzbank auf und ging auf die Ebertstraße, dann weiter zum Brandenburger Tor und holte mein Handy aus der Tasche. Auf dem Pariser Platz setzte ich mich wieder auf eine Bank und führte noch einige Telefonate mit meiner Lebensgefährtin Anna.

In einiger Entfernung stand auf dem Platz immer noch das Bike-Taxi mit dem Fahrer, der auf Kunden wartete und mich auch heimlich beobachtete. Ich achtete jedoch nicht darauf und konzentrierte mich nur auf mein Gespräch mit Anna. Ich spürte, wie

ein leichter Windstoß durch meine langen, nach hinten gekämmten, an einigen Stellen leicht ergrauten Haare wehte.

"Hallo. Geht es dir gut?" ertönte Annas Stimme aus meinem Handy. "Ja. Es geht," sagte ich. "Deine Stimme klingt so merkwürdig. Ist alles in Ordnung, Anton?", fragte sie besorgt. "Ich wurde im Zug angegriffen", sagte ich. "Was? Was ist denn genau passiert", fragte sie. Ich wollte gerade weiterreden. Doch zögerte und machte eine Pause. Ich hielt das für einen Fehler, mehr zu erzählen. Und wieder kamen die Gedanken von vorhin hoch: Ich wusste nicht was mit der Leiche von John war und ob sie tatsächlich verschwunden war oder in einem der WC's noch lag. Denn zeitweise nahm ich an, dass ich mich eventuell geirrt haben könnte und im falschen WC nach John gesucht hatte ... Vielleicht gab es auch keine Leiche und John war nur bewusstlos und später abgehauen ... Ich wusste das nicht.

Und das alles konnte ich Anna nicht sagen. Sie hätte das sehr wahrscheinlich nicht verstanden, mir vermutlich nicht geglaubt oder mich für verrückt gehalten. Ich wollte sie nicht in die Sache hineinziehen und auch nicht, dass sie sich zu große Sorgen machte. Deshalb log ich zum Teil. Oder verschwieg.

"Es ist alles in Ordnung, Anna. Ein Mann versuchte, mir das Portemonnaie zu stehlen. Ich wehrte mich. Er haute ab. Das ist alles", sagte ich. "Du musst zur Polizei gehen", rief sie ins Handy. "Ich hab' alles schon im Griff", log ich.

Ich hatte Fremd-Blut am Pullover und da ich keinen Ärger wollte, hielt ich es für das Beste, nicht zur Polizei zu gehen.

"Ich mach mir Sorgen", sagte sie.

"Ne. Alles ist gut. Ich hab' alles unter Kontrolle", sagte ich.

"Wie läuft es mit Deinem Auftrag", fragte sie. Auch hier log ich. Ich erzählte ihr nicht, dass der Auftrag von Herrn Keppler geplatzt war. "Alles in Ordnung. Das sieht gut aus. Morgen weiß ich mehr", sagte ich. "Und was machst Du in Berlin? Geht es Dir gut", fragte sie. Da ich kein offener Mensch war, redete ich nicht viel. "Es ist schwierig. Aber ich mach das Beste daraus. Ich arbeite. Ich mach das, was gemacht werden muss und das, was möglich ist", sagte ich – schwammig wie so oft.

"Du kannst ja auch schön am Brandenburger Tor spazieren gehen. Das ist bestimmt schön am Abend. Natürlich nur, wenn es nicht regnet", schwärmte sie. "Natürlich. Ich mach das Beste daraus. Mach Dir keine Sorgen. Es ist alles in Ordnung", stimmte ich ihr scheinbar zu.

Dass die Berlin-Reise bis jetzt für mich ein Überlebens-Kampf war und gepflastert mit Schwierigkeiten, Angst und Niederlagen, verschwieg ich.

Dann lenkte ich das Gespräch auf andere Themen. Wir redeten eine Weile.

Ich sprach noch kurz mit Christian. Und dann beendete ich das Gespräch.

Mit meinem Vater führte ich ein Kurz-Telefonat. Ihm erzählte ich noch weniger als Anna.

Ich würde mir in dieser Nacht überlegen, wem ich in Zukunft mehr erzählen würde oder auch nicht.

Dann sah ich noch im Handy meine Mails durch.

Von einer Exfreundin erhielt ich per Mail einen kurzen Gruß mit einem Foto auf dem sie sich mit ihrem Freund präsentierte: "Mein neuer Freund." Sie leckte auf dem Foto demonstrativ ihren Finger. Ich wusste, was das bedeuteten sollte. Sie war in dieser Art zweideutiger Gesten eine Meisterin. Ich hatte dazu keine Lust. Ich hatte andere Sorgen.

Ich zeichnete auf der Bank noch eine Weile und schrieb Tagebuch. Und ich trank wieder Alkohol: Dieses Mal Bier.

Irgendwann wurde ich müde und alles verschwamm im Nebel ...

Als ich aufwachte, konnte ich kaum etwas sehen.
Überall war Nebel.

Ich hatte Furcht, ja, große Furcht: Ich wurde gewiss verfolgt! Ich konnte mich nicht erinnern, wie ich hierhergekommen war.

Ich rannte und rannte, bloß weg vom Brandenburger Tor!

Ich wollte jetzt doch unbedingt zur Polizei, wollte mitteilen, dass ich verfolgt werde.
Ich lief durch die leeren Straßen, bis ich endlich eine Polizeiwache erreichte.

Ich ging durch die Eingangstür, die sich leicht öffnen ließ, und erreichte das Empfangsbüro.

Am Tresen war niemand. Dahinter waren zwei Polizisten, die bewegungslos und stumm an ihren Computern saßen, wie eingefroren.

Ich war verunsichert und verwirrt. Ich verstand die Situation nicht. "Was geht hier vor? Sind jetzt alle verrückt geworden?", dachte ich.

"Hallo? Hallo?", rief ich. Doch keiner der beiden antwortete oder bewegte sich.

Ich lief am Empfangstresen vorbei und erreichte auf einem schmalen Seitengang vorbei an Plastikblumen den hinteren Bereich des Büros. Ich lief zu dem einen Polizisten und versuchte hastig, ihn wachzurütteln: "Sie müssen mir helfen! Ich werde verfolgt, BITTE", schrie ich ihn an.

Der nächste Ruf blieb in meiner Kehle stecken. Da, wo normalerweise ein Ohr ist, sah ich an dem Kopf des Polizisten nur etwas Bleiches. Es waren Knochen. Als ich mich zu seinem Gesicht drehte, erschrak ich. Ich blickte in ein Totengesicht. Es war ein Knochenschädel mit leeren Augen und Totenginsen! Ich sah den Kollegen an. Auch der war ein Skelett.



ANTON SUCHT HILFE IM POLIZEIREVIER UND MACHT EINE GRAUSIGE ENTDECKUNG

Ich schrie auf, wich verwirrt zurück. Ich rannte aus dem Büro- und Empfangsbereich zu einem schmalen, dunklen Gang. Ich schrie um Hilfe und öffnete eine Tür links. Auch dort war ein Büro und auch dort saßen zwei Tote, zwei grausige Skelette. Ich lief den Gang immer weiter und weiter.

Hinter jeder der vielen Türen, die ich links und rechts aufriss, waren Skelette. Nur Tote!

Ich hetzte eine Treppe hinauf in die obere Etage der Wache. Auch hier saßen überall bleiche Skelette in den Zimmern.

In Panik lief ich aus der Polizeiwache hinaus und jagte weiter durch die dunklen Straßen. Aber egal, wo ich war, ich sah selbst in den Schaufenstern der Geschäfte nichts als Totengebeine.

Schließlich kam ich wieder an das Brandenburger Tor und entdeckte endlich einen lebenden Mann mit Maske. "He. Wer sind Sie?", fragte ich mit weit aufgerissenen Augen.

"Wer ich bin? ich bin Clemens, 60 Jahre alt", antwortete er ruhig.

"Tschuldigung. Warum tragen Sie einen Stock, wenn Sie laufen können?", fragte ich.

"Warum ich einen Stock trage? Das ist gesetzlich verordnet. Damit man 1,50 Meter Abstand hält. Wie vor 400 Jahren bei der Pest in Venedig."

"Oh, das wusste ich nicht, dass man das heute auch so macht", stammelte ich verwundert.

"Da haben Sie wohl geträumt. Nicht die Zeitung gelesen", sagte Clemens.

"Mein Fernseher war in Hamburg ausgefallen und ich hatte schon vergeblich eine neue Fernsehantenne bestellt."

"Das nennt man dumm gelaufen."

Mein Blick fiel auf einen im Hintergrund laufenden Mann mit Schubkarre. In der Karre war was drin und er fuhr damit zum Brandenburger Tor.

"Was transportiert er mit der Schubkarre?"

"Tote."

"Tote?!"

"Ja. Tote", sagte Clemens ruhig, „Die Corona-Toten. Die Opfer der Pandemie. Tausende sterben. Wie die Fruchtliegen."

"Schlimm."

"Er bringt sie zu dem Haufen. Dort am Brandenburger Tor."

Dann sah ich das Brandenburger Tor. Mit einem Haufen von Leichen davor. Und dann sah ich mehrere Personen, die weitere Tote mit Schubkarren zu dem größer werdenden Haufen fuhren.

"Sie haben viel zu tun. Das wird heute Abend ein gewaltiges Feuer geben. Es gibt nicht genug Gräber für die vielen Toten, deshalb müssen sie verbrannt werden.

Ich werde jetzt weitergehen. Ich wünsche Ihnen alles Gute. Seien Sie nicht der nächste. Ich möchte Sie nicht auch auf dem Haufen sehen. Bleiben Sie gesund", sagte Clemens und verschwand im nächtlichen Nebel.

Ich blieb einige Zeit stehen. Dann setzte ich eine Maske auf und lief weiter zum Brandenburger Tor. Einige Meter vor dem Leichenhaufen blieb ich wieder stehen. Wieder kamen Leute und fuhren ihre Toten in Schubkarren zu dem Haufen.



ANTON BEOBACHTET AM BRANDENBURGER TOR DIE TOTENTRÄGER

Die Körper wurden ihnen von Helfern in Schutzanzügen abgenommen und auf den Haufen gelegt. Einige weinten. Es war ein kurzer Abschied der Angehörigen. Dann trat ein Mann mit Maske an mich heran. "He. Du kannst hier nicht nur stehen und zugucken. Anpacken oder gehen", befahl der Mann im dunklen Kapuzenmantel. "Was machst Du überhaupt hier?" Ich stotterte: "Eigentlich ... eigentlich ... Ich bin für einen Auftrag hierhergekommen. Ich bin Künstler. Ich sollte ein Bild malen. Aber das hat nicht geklappt. Dann wurde ich verfolgt, wollte zur Polizei. Aber alle sind ja tot." "Ja. Schlimm. 30.000 Menschen auf einmal an Corona und Corona-Mutationen gestorben, tot. Der Corona-Sensenmann war fleißig."

"Schlimm. Ich müsste eigentlich ein paar Fotos machen, um das alles für die Nachwelt zu dokumentieren", fiel mir ein.

"Sie können Fotos mit dem Handy machen. Wenn das Feuer an ist. Aber bitte nicht jetzt. Ich brauche jetzt Hilfe mit den Toten. Da hinten an der Säule links am Brandenburger Tor liegen noch einzelne Leichen. Und da drüben am U-Bahnschacht liegen auch. Bitte hilf mir, die Körper auf den großen Haufen zu bringen."

"Ja. Mach ich", gehorchte ich.

„Merkwürdig“, dachte ich, vorhin brachte in Notwehr fast einen Menschen um. Jetzt helfe ich. Aber besser, ich tue spät Gutes als nix". Und so packte ich mit an.

Wir gingen zu den Schubkarren. Ich tauschte meine Maske gegen eine stabilere Maske aus. Der Mann gab mir Handschuhe, einen Kapuzenmantel und erklärte: "Hier sind die Toten, dort die Schubkarren. Die Toten bitte auf die Schubkarre laden und zum großen Haufen fahren. Die Helfer nehmen die Körper ab und legen sie auf den Haufen. Nimm die Handschuhe, den Kapuzenmantel. Maske aufsetzen. Ich bin Sven." Ich tat, was er gesagt hatte. Dann packte Sven einen Körper auf eine Karre und fuhr zu dem großen Haufen. Ich tat es ihm nach.



ANTON BEKOMMT EINEN KAPUZENMANTEL UND HILFT DEN TOTENTRÄGERN

Der Körper, den ich aufnahm, war schwer und steif. Ich wollte nicht in das leere Gesicht, die toten Augen blicken. Das würde mich zu sehr ergreifen. Ich blickte zur Seite, guckte möglichst weg. Ich versuchte, nur das Gute, das Notwendige dieser Handlung zu sehen, die ich als meine Pflicht ansah. Dann fuhr ich den ersten Toten zu dem Haufen. Ich hatte Tränen in den Augen. Aber ich schaffte es, mich zu überwinden. Ich ging zurück und machte weiter. Ich gewöhnte mich daran. Die Anstrengung gab mir sogar ein positives Gefühl. Es war gut, mich in der Corona-Krise persönlich einzubringen, was Richtiges, Gutes, Sinnvolles zu tun und die unschönen Arbeiten nicht nur anderen zu überlassen. Der Tod gehört eben zum Leben dazu. Ich musste das akzeptieren. Zuletzt machte ich einige Fotos. Danach trank ich mit Sven noch einen Glühwein. "Und wie wars?"

"Tja. Es ist eine Arbeit, die gemacht werden muss. Ich bin froh, dass ich etwas tun kann. Ich hätte alles angenommen", sagte ich, „Ich bin an dieser Arbeit gewachsen. Es war eine Herausforderung.“

"Das ist eine gute Einstellung“, meinte Sven, "Ich will mich auch einbringen und die Arbeit hält mich fit. Besser, als dumpf rumsitzen. Wir haben viele Tote. Nicht nur Opfer, die am Coronavirus gestorben sind. Auch Selbstmörder und Menschen, die Opfer von erhöhter Kriminalität geworden sind." Sven setzte zur Bekräftigung hinzu: "Ich hatte eine Leiche, die erstochen wurde." Ich wurde nervös. "Erstochen?" Das erinnerte mich an etwas. An den erstochenen Mann im Hamburg Hauptbahnhof. "Ja. Von einem unbekanntem Mann mit der Kapuze", sagte Sven. Ich erschrak. "War der in Berlin?", dachte ich. Ich fragte Sven nicht weiter danach. Ich war fassungslos und wehrte meine Gedanken ab: "Nein, der Mann mit der Kapuze, der mich in dem Zug überfallen hatte, konnte unmöglich in Berlin sein und das getan haben", sagte ich mir, hier laufen viele Männer mit Kapuze rum. Ich blieb still und blickte auf den Leichenhaufen.

Die Letzte Schubkarre wurde entladen. Dann hielt eine Frau in der Nähe des Haufens eine Rede: "Wir gedenken der Opfer der Corona-Pandemie. Sie haben bis zuletzt mit Covid-19 gekämpft. Gekämpft und doch verloren. Wir werden sie als Helden in Erinnerung behalten. Dieses Ereignis wird in die Geschichtsbücher eingehen. Wir werden sie nie vergessen. Ihre guten Taten. Ihr Kampf mit dem Corona-Virus wird anderen Generationen in Erinnerung bleiben", sagte sie. Dann kam ein Prediger hinzu und sprach: "Oh, Gott! Mögest Du Dich Ihrer erbarmen. Mögest Du sie mit offenen Armen empfangen. Mögen sie die Gnade Deiner unverdienten Güte spüren und ins ewige Leben eingehen. Amen."

"Amen. Amen.", sagten die Menschen, die sich um den Haufen versammelt hatten. Eine Glocke wurde geläutet.

Zwei Kapuzenmänner erschienen mit Fackeln. Dann zündeten sie den Haufen an. Als ich einige Zeit auf das immer höher lodernde Feuer blickte, kam Sven zu mir: "Du bist sehr blass. Das war doch alles zu viel für Dich?", sagte er. Ein anderer Mann in braunem Kapuzenmantel, brauner Kapuze über den Kopf und mit fehlenden Scheidezähnen stand mit einem Glühwein in unserer Nähe, bemerkte meine Blässe und grinste. Sein Grinsen sah im Licht des Feuers unheimlich aus.

"Ja", sagte ich bedrückt und teilnahmslos zu Sven. "Dann habe ich eine Überraschung für Dich. Tolle Musik. Das wird Dich stärken. Dann kannst Du diesen ganzen Corona-Mist vergessen. Ich mache das auch so", sagte er und hielt mir einen Ghettoblaster vors Gesicht. Dann drückte er den Knopf und wartete, bis die ersten Töne von der CD ertönten, die er eingelegt hatte. "Das ist Casta Diva von Bellini. Norma, Act 1., gesungen von Maria Callas!", flüsterte Sven. Die Musik erfüllte den Platz. Ich war berührt. Fast sprachlos. Und fast wie vom Donner gerührt. Nicht nur weil mich Sven überraschte, sondern besonders die Musik berührte mich, die über den Pariser Platz bis zum Brandenburger Tor schallte. Und die triste Nacht aufhellte.

"Ich dachte nicht, dass Du so begeistert bist von Musik", sagte ich zu Sven. "Leider wird Kultur in der Corona-Zeit abgebaut!" antwortete Sven, „Besonders die Künstler haben in der Coronakrise zu leiden! Dabei ist Kunst – gerade in diesen schrecklichen Zeiten wichtig und systemrelevant. Was wäre eine Welt ohne Kunst! Dummheit? Dekadenz und Gewalt würden Einzug halten. Und dem will ich entgegenwirken". Ich lauschte weiter der Musik. Die ganze Schönheit des anmutig gesungenen Stückes entfaltete sich durch den zauberhaften Gesang von der unvergessenen Maria Callas. Ich war beeindruckt. Als ob Engel mich durch die schreckliche Corona-Welt an einen besseren Ort bringen würden, an dem es Blumen, Frieden, Liebe, Gerechtigkeit gab und keine Krankheiten wie Corona. Und ich vergaß in diesem Moment Corona, die Toten, das Feuer.

Sven unterbrach meine Gedanken: "Präludium von Johann Sebastian Bach, Casta Diva von Bellini. Largo von Händel, Freude schöner Götterfunken von Ludwig van Beethoven, Lascia Ch`io Pianga – die Arie von Georg Friedrich Händel ... Ich habe ganz viel von diesen Perlen, die ich sammle und die mich diese Corona-Sorgen vergessen lassen." Sein Gesicht sah unter der Kapuze und in dem Licht des Feuers unheimlich aus. Aber seine Persönlichkeit strahlte mir in diesem Moment so viel Ausgeglichenheit und Reife entgegen, dass ich erstaunt war. Wir hörten gemeinsam eine ganze Weile die Musik.

"Und jetzt muss ich gehen. Und vergiss nicht was ich gesagt habe. Und vergiss auch nicht Gott. Der Dich retten kann! Und gib niemals auf", sagte Sven. Dann verschwand er. Und dann wurde auch die Musik leiser. Und ich bekam eine Gänsehaut. Ich spürte, wie mich jemand antippte: "Hallo? Wer ist da? Sven?!" Doch Sven war weg ...

Ich blickte in das Gesicht des BikeTaxi-Fahrers. Ich zitterte. Mir war bitterkalt. Meine Lippen bebten. Und ich saß immer noch auf der Bank auf dem Pariser Platz. Ich suchte Sven. Er war weg.

Auch der Leichenhaufen war weg. Alles war anders. Eine ganz andere Szenerie. Ich sah nur den Tannenbaum und den riesigen, achtarmigen Chanukka-Leuchter auf dem Pariser Platz.

Hatte ich das alles nur geträumt? Ein alkoholbedingter Lockdown-Traum? Der mich in eine ganze andere Zeit mit dem Coronavirus versetzt hatte – vielleicht irgendwo in der Zukunft – gleichzeitig mit aus vergangener Zeit entsprungenen, mittelalterlichen Kapuzenmännern und ...? Meine Gedanken endeten abrupt. Vieles war unklar. Der inzwischen ganz normale Wahnsinn, der viele Leute befallen konnte. Auch ganz normale, bisher unauffällige Leute. Das war das Unheimliche daran.

"Hey, Mann, darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Sie sind hier fast erfroren", sagte der BikeTaxi-Fahrer, "Ich bin übrigens Rudolf".

"Gerne. Danke".

Rudolf hielt mir den Becher an den Mund und ich trank einen Schluck. Dann trank ich den ganzen Kaffee aus, der mich wärmte.

"Kommen Sie mit mir mit? Ich kann Sie fahren."

"Wohin?"

"Zum Alexanderplatz", sagte Rudolf. Er setzte sich seine Maske auf.

"Ist mir eigentlich egal, wohin Sie mich fahren. Ich bin frustriert. Das mit dem Auftrag hat nicht geklappt. Alles ist dicht. Fahren Sie mich zum Alexanderplatz. Was kostet das?", fragte ich.

"Nur 10 Euro."

Ich zog mein Portemonnaie aus der Tasche, holte einen Schein hervor und gab ihm das Geld.

"Gut. Dann fahre ich Sie", sagte der Mann. "Gleich. Ich wollte Ihnen vorher gratulieren! Sie sind der letzte Kunde in dieser, Nacht kurz vor dem Lockdown, der gleich beginnt", meinte er. Und zwar um 0 Uhr und wir haben gleich 0 Uhr", sagte er.

"Da bin ich ja überrascht", antwortete ich. "Oh, darf ich vielleicht ein Foto mit dem Handy von Ihnen in meinem BikeTaxi machen? Ein Foto von meinem letzten Fahrgast vor dem nächsten Shutdown. Als Erinnerung", fragte mich Rudolf.

"Ja. Bitte", entgegnete ich. Ich wollte nicht sehr gerne fotografiert werden. Aber ich erlaubte es ihm. Der Mann stieg aus, nahm sein Handy aus der Tasche und knipste mehrere Fotos. Dann stieg er in das BikeTaxi ein. "Sie wären fast erfroren. Der Kaffee hat Sie gewärmt. Ich schenke Ihnen gerne mehr Kaffee ein, wenn Sie wollen", sagte er.

"Gerne, Danke! Dann griff er sich meine Tasse, nahm seine Thermoskanne und schenkte erneut ein. Und ich trank. Und das wärmte mich! Ich dachte plötzlich wieder an den Mann in der Bahn, der mich überfallen hatte. Ich dachte an den Polizisten, der mich verfolgt hatte und dem ich entkommen war. "Sie werden mich doch nicht mehr verfolgen", dachte ich und beruhigte mich mit diesem Gedanken. Und doch hatte ich ein unruhiges Gefühl und Zweifel. Warum auch immer. Ich begann, mich nervös umzublicken. Ich fühlte mich beobachtet. Ich wollte weg.

"Was ist mit Ihnen? Werden Sie verfolgt?", fragte Rudolf.

"Ja. Ein Typ", antwortete ich.

"Was für ein Typ", fragte er neugierig, während er mit noch eine Decke gab und dann mit dem BikeTaxi losfuhr.



ANTON UND RUDOLF FAHREN MIT DEM BIKETAXI ZUM ALEXANDERPLATZ

"Ein Mann. Er hat mich überfallen und wollte mir das Portemonnaie wegreißen", sagte ich und ich setzte mir meine Maske auf. Ich ärgerte mich über mich selbst. Ich wollte ihm nichts sagen. Das war meine persönliche Angelegenheit. Das lag daran, dass ich zu viel getrunken hatte.

"Ja. Hier läuft so allerhand Gesindel rum. Kriminelle. Besonders in der Coronakrise", meinte Rudolf.

"Ja, sicher", sagte ich.

"Wo wurden Sie überfallen und verfolgt? Im Tiergarten? Oder am Hauptbahnhof?"

Ich zögerte, wollte nicht zu viel verraten. Deshalb sagte ich nur: „Am Hauptbahnhof“.

"Hauptbahnhof? Sind da nicht genug Polizisten? Gerade in der heutigen Nacht, kurz vor dem Lockdown, sind doch da Polizisten, die aufpassen".

"Leider kaum. Der Hauptbahnhof war zu der Uhrzeit ziemlich leer."

"Tja. Verstehe ich nicht. Normalerweise müssten viele Polizisten da sein. Gerade, wo jetzt wieder der Lockdown beginnt", sagte Rudolf.

"Vielleicht habe ich sie nicht gesehen. Das ging zu schnell. Jemand wollte zwar mein Portemonnaie wegreißen. Aber ich wehrte mich. So hatten sie kein Erfolg. Ich vertrieb sie", log ich.

"Ein Portemonnaie hat man auch in der Tasche", mahnte er.

Ich schwieg. Ich wollte einfach nicht mehr zum dem Thema Überfall erzählen.

"Was sind sie von Beruf?"

"Grafiker"

"Grafiker, Künstler, Veranstalter. Die haben es in der Coronakrise schwer", meinte er.

"Ja. Sehr."

"Und warum waren Sie so wütend?"

"Mein Auftraggeber, er hat den Auftrag abgesagt. Ohne mir rechtzeitig Bescheid zu sagen! Sonst wäre ich nicht extra von Hamburg nach Berlin gefahren. Jetzt bin ich

völlig umsonst hier!"

"Das ist frech! Ich wäre auch sauer, wenn mir das passieren würde. Viele Leute werden in der Coronakrise egoistisch. leider", sagte Rudolf.

"Das kann man wohl sagen ...", meinte ich. Ich holte mein Handy hervor und machte einige Fotos.

"Sie können gerne Fotos machen. Es ist alles zu. Wie ausgestorben. Normalerweise sind hier überall Weihnachtsmärkte bei der Oper, am Alexa und so. Bunte Lichter überall. Da ist jetzt nichts", sagte der BikeTaxi-Fahrer. Er fuhr mich die Linden und die Karl-Liebknecht-Straße entlang, dann am Neptunbrunnen vorbei hinter die Marienkirche – dort, wo die Treppenaufgänge zum Fernsehturm beginnen und die große Brunnenanlage ist.

Ich stieg ungefähr zehn Meter von der Marienkirche entfernt aus. "Vielleicht ist es ein Fehler, hierher zu kommen", dachte ich. Denn der Alex (Alexanderplatz) und der Bereich um den Fernsehturm sind für eine hohe Kriminalitätsrate bekannt. Oft 18 kriminelle Taten täglich, trotz hoher Polizeipräsenz: Taschendiebstähle, Drogendelikte, Gewalt ...

"Aber wenn ich nur schnell zur einem der U-Bahn-Abgänge gehe und dann durch den Tunnel sofort zum passenden Bahnsteig und mit der U-Bahn schnell weiterfahre, wird ja nichts passieren", redete ich mir ein.

"Ich hätte mich gerne noch mit Ihnen noch unterhalten. Aber ich muss weg", sagte ich kurz zu Rudolf. Ich gab ihm die Kaffeetasse wieder, stieg aus und verabschiedete mich.

"Ich muss noch die Kanne, Tassen und einiges wegpacken. Dann fahre ich auch los und mache Feierabend. Auf Wiedersehen. Bleiben Sie gesund", sagte der BikeTaxi-Fahrer Rudolf und setzte seine Maske ab.

"Ich wünsche Ihnen Gesundheit", rief ich ihm im Gehen nach. Als ich mich weit genug entfernt hatte, setzte ich auch die Maske ab.

Im Gehen beschloss ich, mich unbedingt am nächsten Morgen nach neuen Jobs in Berlin umzugucken! Vertieft in meine beruflichen Pläne ging ich rechts in der Nähe der Rosenbeete durch die Grünanlage. Da waren Bäume, Bänke, eine Wiese, ein rechteckiges, kastenförmiges Klohaus.

Ich lief an den Rathauspassagen entlang und kam vorbei am Fernsehturm zur Gontardstraße und zum Bahnhof Alexanderplatz.

Schnell lief ich in die Bahnhofshalle und sah die Rolltreppen, die nach oben zu den Bahnsteigen führten. Ich versuchte, mich anhand der Schilder zu orientieren, ob von hier eine Strecke zum Hauptbahnhof führte...

Doch dann hörte ich Schritte. Ich blickte mich um und erschrak.

Eine Gestalt mit schwarzem Hut und einer schwarzen Corona-Maske näherte sich der Rolltreppe. Sie warf einen langen dunklen Schatten auf den Boden, was die Gestalt noch unheimlicher erschienen ließ.

„Woher kam die Gestalt“, dachte ich. Unbehagen stieg in mir auf. Schweiß sammelte sich auf meiner Stirn, drang durch sämtliche Poren.

Aber ich beruhigte mich.



ANTON WIRD IM BAHNHOF ALEXANDERPLATZ VON EINEM MANN VERFOLGT.

"Klar war es normal, dass der Mann im Lockdown eine Maske trug! Man musste sich vor einer möglichen Corona-Infektion schützen. Normal in dieser Zeit", sagte ich mir. Doch die Gedanken beruhigten mich nur teilweise. Ich mich drehte mich kurz um und sah mir den Kerl genauer an. Die Gestalt hatte die Hutkrempe tief ins Gesicht gezogen.

Wenn der seine Hutkrempe nur nicht so tief vor das Gesicht gezogen hätte ..., das hätte mich beruhigt! Aber die Realität sah hier nun anders aus. Blitzartig meinte ich, dass von diesem Mann eine Gefahr ausgeht – nicht nur wegen der heruntergezogenen Hutkrempe alleine!

Ich ging schneller. Meine Schritte gingen immer mehr in ein Laufen über. Und auch die Gestalt schien schneller zu gehen. Ich wusste weder wer die Person war noch was sie von mir wollte. Vielleicht war es ein Zufall, dass die Gestalt mich verfolgte. Ein Geschäftsmann auf dem Weg nach Hause", versuchte ich mich selbst zu beruhigen. Aber vielleicht aber ist das doch ein Ganove, ein bewaffneter Krimineller gar? Ich wollte nicht das Risiko eingehen, mich von der Gestalt, die mich zu erfolgen schien, einholen zu lassen ... Ich musste weg! "Sicher ist sicher", dachte ich.

Ich blickte instinktiv nach einem Fluchtweg und verließ mich nur auf mein Bauchgefühl. Zu groß war die Panik, zu groß das Entsetzen.

Ich wollte erst an der Rolltreppe vorbei in die Halle laufen. Irgendwohin, nur weg. Doch dann zögerte ich. Warum wusste ich nicht. Irgendetwas hielt mich davon ab. Vermutlich meinte ich, dort würden bis an die Zähne bewaffnete Komplizen des Mannes auf mich warten – Schwerverbrecher oder gar Psychopathen. War ich von einer maskierten Räuberbande umzingelt oder spielte meine Phantasie oder die Angst (die sich seit Beginn der Corona-Krise immer mehr aufgebaut hatte) meinen Sinnen einen Streich? Oder der Alkohol?

In Bruchteilen von Sekunden traten mir die schlimmsten Szenen vor Augen, Szenarien voller Blut, mit Opfern voller Hämatome, grausig entstellten Leichen. Es waren Bilder, die, noch bevor sie konkretere Gestalt annahmen, wieder im Nirwana verschwanden.

Dann entdeckte ich den Ausgang, der zur Dircksenstrasse führte. Ich stürzte dorthin warf dabei noch einen Blick auf die Gestalt. Sie verfolgte mich tatsächlich! Immer noch! Der Mann mit dem Hut ging mit Riesenschritten auf mich zu!

Ich hetzte weiter nach draußen, links in die Dircksenstrasse bis zur Karl-Liebknecht-Straße und nahm eine scharfe Kurve nach rechts. Links sah ich die Gleise der Straßenbahn, rechts ein riesiges Hochhaus und mehrere Imbisse, Dönerläden. Dahinter führte mich ein dunkler Gang nach rechts auf den Alexanderplatz. Links vor mir war ein U-Bahn-Eingang. Ich rannte die Treppen hinunter und löste in Windeseile eine Tageskarte am Automaten (ich wollte nur weg und guckte nicht auf den Preis) – obwohl ich seit der Corona-Krise immer sparsam war, weil mich die Not dazu zwang. Auf dem Bahnsteig war niemand. Ich guckte auf den Streckenplan: U 2 nach Ruhleben! Ich könnte zum Bahnhof Zoo fahren. Dann ein hastiger Blick auf die Anzeige über dem Bahnsteig: noch 15 Minuten! Das war mir zu viel Zeit! Also die Treppe zurück nach oben.

Dann stand ich wieder auf dem Alexanderplatz.

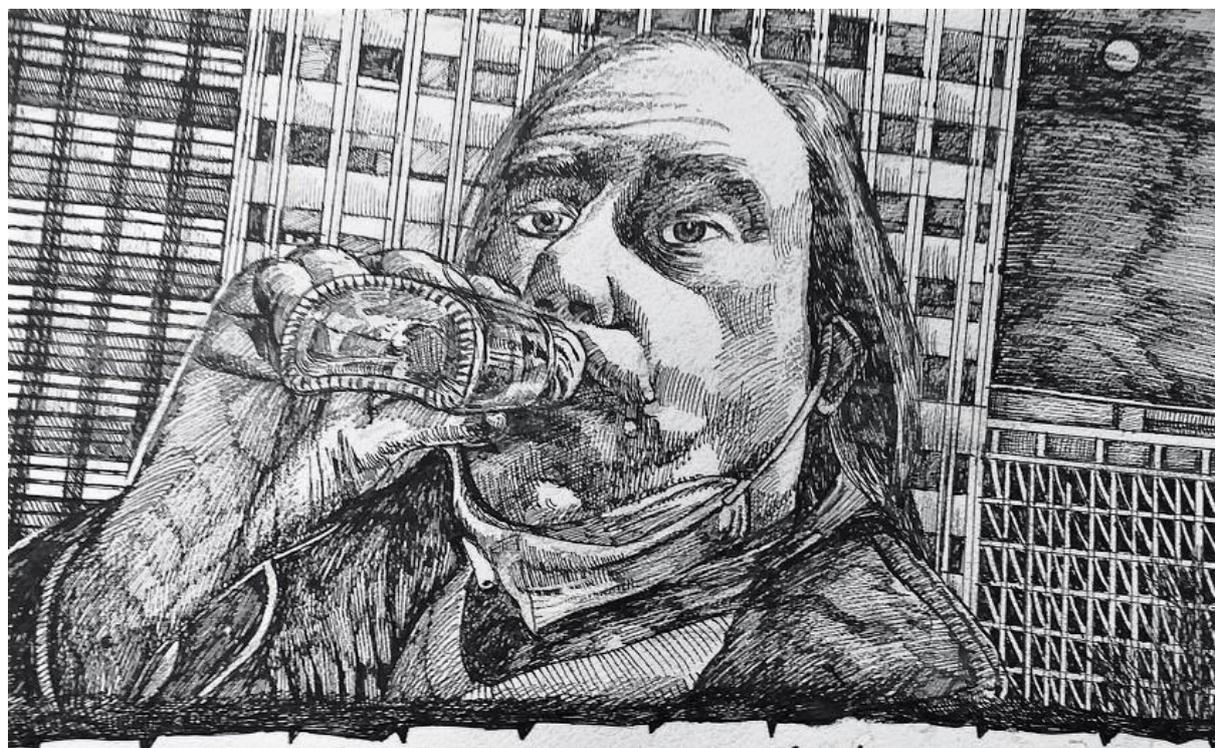
Er lag nass, kalt, dunkel, verlassen und unheimlich vor mir. Ich holte mein Handy hervor. Es war inzwischen 0:35 Uhr. Niemand war dort. Alles war menschenleer. Ich hörte ein Klirren. Woher kam das?!



ANTON AUF DEM ALEXANDERPLATZ

Ich lief in wilder Panik über den Platz bis zu einer großen Kreuzung. Otto-Braun-Straße und Alexanderstraße las ich an den Straßenschildern. Ich blickte nach rechts und sah in der Ferne einige Hochhäuser, die auf den zweiten Blick doch kleiner waren, als ich anfangs vermutete. Nur schemenhaft sah ich sie mit einigen erleuchteten Fenstern. Ich dachte nun doch, dass es einfacher wäre, die U-Bahn am Alexanderplatz zu nehmen, bis zum Hauptbahnhof oder mit der U2 Richtung Ruhleben zum Zoologischen Garten zu fahren, und mir dort eine Unterkunft zu suchen. Die lange Alexanderstraße bis zu den Hochhäusern runterlaufen und dann noch ins Ungewisse, das wollte ich nicht. Ich kannte mich hier im Osten der Stadt nicht aus.

Ich war dafür zu müde, erschöpft und etwas zu besoffen. Ich wusste noch nicht mal, wie ich auf die Kreuzung gekommen war. Der Alk verlangsamte mein Denken, machte mich für Irrtümer und unkontrollierbare Gefühle wie Angst und Wut anfällig. Und er tilgte zum Teil meine Erinnerungen. Da ich angespannt und nervös war, machte ich wie so oft den gleichen Fehler: Ich griff in meinen Rucksack und holte wieder meinen Chantré hervor. Ich nahm einige Schlucke aus der in Lichtspiegelungen gold-braun schimmernden Flasche.



Das Leben in der wahn sinnigen Coronazeit ist ohne Alk kaum möglich.
 In dieser Corona zeit... Nur Angst, Angst, Angst und nochmal Angst ... Für mich...
 ANTON TRINKT ERNEUT, UM SICH Z BERUHIGEN

Wieviel ich tatsächlich trank, wusste ich nicht mehr. Es wärmte mich. Und für eine kurze Zeit trat wieder ein gewisser künstlich erzeugter Frohsinn, ein Gefühl der Überlegenheit in mir auf (das erhielt mich in den Zeiten der Niedergeschlagenheit in der Corona-Krise scheinbar oft am Leben). Doch diese Stimmung verschwand schnell wieder und wurde durch Gefühle der Depression, Hoffnungslosigkeit und Niedergeschlagenheit verdrängt, als ich mir meiner Einsamkeit an diesem fremden Ort bewusst wurde. Unschlüssig schwankte ich, welche Richtung ich nehmen sollte.

Dann ging ich eine der Hauptstraßen entlang. Da ich niemanden sah, war ich beruhigt und fühlte mich etwas sicherer. Ich irrte noch durch weitere menschenleere Straßen, die unheimlich wirkten und deren Namen mir nicht mehr einfallen.

Berlin hatte sich seit meinem letzten Aufenthalt vor zwei Jahren – weit vor der Corona-Krise – total verändert. Es war nicht mehr das Berlin, das ich kannte.

Es erschien mir fremd und verstörend.

Es war einsam und leer, trostlos und melancholisch.

Aus den für mich unübersichtlich-futuristisch anmutenden Häuserlandschaften waren alle Farbtöne gewichen. Kühles Grau und Schwarz waren – fast gemäldeartig – vorherrschend. Es kam mir vor, als würde ich mich in einem grauen Labyrinth verlaufen.

Das war natürlich alkoholbedingte Sinnestäuschung und meiner düsteren Stimmung geschuldet, die der Alkohol nur sehr begrenzt aufhellen konnte.

Ich wusste: Immer, wenn die Wirkung des Alkohols nachlässt, verändert sich alles.

Fast kam ich mir wie ein Opiumsüchtiger vor, dem der Schleier seiner Traumwelt von den Augen fällt und langsam mit dem schmerzhaften Entzug wieder in den tristen, steingrauen Alltag gleitet. Dieser Alltag wird auch durch so manch künstlich herbeigeführte, irrwitzig-poetische Empfindungen oder auch durch schwarzen Humor nicht gemildert – anders als man in seinem Versuch denken würde, die tristen Geschehnisse und die triste Umgebung mit einer abnormalen, hysterischen oder übereuphorischen Stimmung zu überwinden.

Ja, mir war in meinem halb-dämmrigen Zustand bewusst, dass die Natur des Menschen geneigt ist, schmerzliche Erinnerungen zu verdrängen, zu beschönigen und das Grauen abzumildern oder sich einzureden, dass bestimmte Dinge normal oder nicht so schlimm sind. Wenn die Distanz zu dem Geschehen und der eigenen Situation verloren ist und die Eindrücke nur schwer verarbeitet werden können, wird der Mensch Eins mit dem Geschehen um sich herum.

Ich fühlte, dass ich in dieser Corona-Zeit verrückt werden könnte wie Vieles immer verrückter wurde in dieser Zeit. Dass ich wie ein Baustein des Ganzen um mich herum werden würde. Ein winziges, graues Legosteineinchen, das in der nächtlichen, futuristisch wirkenden Science-Fiction-Welt auf irrwitzige Art harmoniert. Ich hielt einige Zeit inne und ließ die Umgebung auf mich einwirken. Auch um nüchterner zu werden, was mir nur bedingt gelang.

Ich ging weiter und erreichte auf undurchsichtigen Wegen wieder eine autobahnartige Straße. Undurchsichtig war`s deshalb, weil die alkoholische Wirkung zwar durch das Marschieren etwas nachließ, mir aber noch immer alles wie in Nebel getaucht erschien – unwirklich und fremd, von der Corona-Welt entrückt.

Ich war wohl verrückt. Viele Menschen hätten mir geraten, in dieser Situation bei der Polizei oder anderswo Hilfe zu suchen. Aber ich hatte nach all dem, was ich seit meiner Abreise aus Hamburg erlebt hatte und was mich überforderte, nur noch Angst. Ich war traumatisiert und konnte meine Angst nicht mehr rational beherrschen, handelte unweise: Ich ging spontan die autobahnartige Straße links am Alexanderplatz entlang, unter eine Bahnbrücke, und sah an einem Straßenschild, dass ich in der Grunerstraße war. Dort wurde viel gebaut und es gab viele Absperrungen. Ich bog rechts ab und bald erstreckten sich links von mir die Rathauspassagen. Ich blickte in Richtung Marienkirche. Zunächst sah alles menschenleer aus. Dann sah ich in der Ferne – in der Nähe des Roten Rathauses – jemanden weglaufen. Ich wartete eine Weile. Um mich herum war es still. So gut wie kein Straßenverkehr und es war weit und breit niemand zu sehen. Beunruhigt lief ich, das Schlimmste ahnend, durch die Grünanlagen – dahin, wo das BikeTaxi stehen

musste. Ich war emotional. Wie ein gehetztes Tier. Denn ich konnte die Situation schwer einschätzen. Und ich machte mir trotz meines stark angetrunkenen Zustandes erneut bewusst, dass die hohe Kriminalität am Alexanderplatz und Umgebung des Fernsehturms ein großes Problem war. Wieder hörte ich in der Ferne schnelle Schritte. Jemand lief weg. Wohin? Was hatte das zu bedeuten? Ich blickte mich nervös um. Und sah jetzt an der Marienkirche das BikeTaxi stehen. Vom Fahrer keine Spur.

Ich lief hin, um es genauer anzuschauen und mich zu vergewissern, ob ich den Fahrer finden würde. Dann sah ich die zerbrochene Tasse und die Kanne umgekippt auf den Sitzen liegen und entdeckte zwei dunkel glänzende Flecke auf dem Boden. Als ich genauer hinguckte sah ich, dass das wohl Blutstropfen waren. "Verdammt", schrie ich. Was war passiert? Ich blickte mich um und sah zwischen den Bäumen in Richtung Rathauspassage wieder einen Mann weglaufen. Ich fürchtete, dass etwas Schlimmes mit dem Bike-Fahrer passiert war! Ich holte das Handy aus der Tasche und wollte gerade die Nummer der Polizei wählen, jedoch hatte ich nur noch zwei Prozent Ladekapazität. Als ich auf das zerbrochene Display tippte, schaltete es sich sofort wieder aus und der Bildschirm wurde dunkel. "Mist", schrie ich verzweifelt. Und wusste nicht, was ich machen sollte. Dann lief ich über den weiten Platz in Richtung Spandauer Straße. Ich war in Panik, dachte weder klar noch logisch. Dann hielt ich kurz inne, holte wieder meinen Chantré aus der Tasche und trank einige Schlucke. Dann kam die Vernunft durch (zumindest der Rest, der in meinem Zustand übrig war) und steckte mit schlechtem Gewissen die Flasche zurück. "Du wolltest doch damit aufhören, aufhören ...", sagte ich und lief leicht torkelnd weiter.

Ich hoffte, eine Telefonzelle zu finden, damit ich die Polizei rufen könnte, oder wenigstens einen Taxistand. Jemand musste mir helfen! Und so rannte ich am Neptunbrunnen vorbei auf die leere Spandauer Straße. Ich überlegte: "Vielleicht ist der BikeTaxi-Fahrer überfallen und in irgendeinen Hauseingang geschleppt worden. Oder er liegt irgendwo auf der Straße oder in den Büschen. Oder er wurde in ein Auto gezerrt ...". All das ging mir durch den Kopf. Die Phantasie ging mir in der Angst durch: "Der Typ muss stark sein, wenn er Rudolf so vom BikeTaxi wegschleppen konnte. Vielleicht wurde Rudolf verletzt und sucht irgendwo Hilfe?" Ich fand kein Telefon und wollte schon fast zum Alexanderplatz laufen. Ich hatte mal gelesen, dass dort wegen der hohen Kriminalität vor einiger Zeit eine Polizei-Wache errichtet worden war. Und ich wollte in diesem Moment sogar zur Polizei gehen! Ich wollte das hauptsächlich für Rudolf tun. Ich ärgerte mich für einen Moment, dass ich vorhin nicht schon darauf geachtet hatte, wo diese Polizeiwache auf dem Alexanderplatz war. Dann dachte ich wieder an meinen blutbefleckten Pullover und meine Entschlusskraft, zur Polizei zu gehen, ließ wieder nach.

So lief ich doch links die Spandauer Straße Richtung Rotes Rathaus runter. Hoffentlich waren dort Taxifahrer, die helfen konnten ... (Ich musste mir gestehen, dass ich immer noch fast besoffen war und innerlich zerrissen und dass ich nicht genau wusste, was ich tat und wollte). Ein Taxifahrer könnte mich auch – schneller und sicherer als die Bahn – von hier wegbringen. Zum Berliner Hauptbahnhof, wo ich eine Bahn zurück nach Hamburg nehmen wollte. Ich wollte nur noch weg. Dann dachte ich wieder an die Person, die Rudolf verschleppt oder ... haben könnte. Ich blieb dann einige Zeit stehen und ich dachte nach ... dachte ... dachte ... Unentschlossen lief ich bis zur Grunerstraße. Vergeblich. Und dann wieder die Spandauer Straße zurück am Roten Rathaus entlang. Die Straße war nass, alles war dunkel und leer. Dann hörte ich hinter mir ein Geräusch.

Als ich mich umdrehte, spürte ich einen Schlag auf den Kopf. Das Handy wurde mir aus der Hand geschlagen und ich fiel ich zu Boden. Ich bekam noch einen Hieb auf den Kopf. Und dann ins Gesicht. Und auf den Mund. Im Reflex trat ich gegen das Bein des Täters und er kam ins Straucheln. Als er sich auf mich stürzen wollte, griff ich das Handy und schmiss es ihm ins Gesicht. Er schrie und fiel schreiend hin. Dann hörte ich Schritte. Leute kamen. Der Täter sprang auf und floh. Überrascht und geschockt von dem Angriff konnte ich nicht erkennen, wer es war ...

"Sind Sie verletzt?", fragte mich Jemand.

Ich antworte zunächst nicht. Ich war zu benommen. "Sind Sie verletzt?", fragte er mich wieder. Ich blickte auf und sah zwei Männer, die sich über mich beugten. Wieder antwortete ich nicht. Ich bekam kein Wort aus dem Mund. Ich spuckte Blut aus und spürte etwas Hartes im Mund. Ein Zahn! Ich erschrak und war zugleich wütend. Er hatte mir einen Zahn rausgeschlagen!

"Mein Zahn ...", nuschelte ich. Und meine Stimme klang anders. Scheinbar hatte meine Stimme durch das Fehlen des Zahns einen anderen Sound bekommen. Mehr ein Lispeln.

"Kommen Sie. Ich helfe Ihnen", sagte ein Mann und gab mir ein Taschentuch. Ich blutete, spuckte ein großes Stück Zahn aus. Ich wickelte es in das Taschentuch und steckte es in die Jackentasche. Die Illusion, dass ein Zahnarzt mir das Zahnstück ankleben konnte, hatte ich nicht. Ich bückte mich nach dem Handy und stellte fest, dass da auf dem Display noch mehr Risse als früher waren. Es war jetzt über und über mit Rissen bedeckt. Ob es noch funktionierte oder nicht, konnte ich nicht feststellen. "Wollen Sie telefonieren?", fragte der eine Mann und gab mir sein Handy. Der Mann half mir hoch und stützte mich.



ANTON WURDE ÜBERFALLEN UND ERHÄLT HILFE VON ZWEI MÄNNERN

"Ich krieg den Typen ", meinte der zweite und rannte dem Täter in Richtung Fernsehturm hinterher. "Mein Zahn ist weg", schrie ich entsetzt. Ich war auch erschrocken über das viele Blut. Der bei mir gebliebene Mann filmte mich und stellte die Kamera so ein, dass mein Gesicht aufgenommen wurde und mein fehlender Zahn, die blutende Wunde. Dann zeigte er mir die Videoaufnahme. "Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie Ihre Zahnlücke aussieht. Sie sollten dringend zum Arzt gehen. Oder ins Krankenhaus". Ich sah mir das Video genau an. Ich sah mit der Lücke grässlich aus aber es blutete inzwischen weniger. "Ich helfe Ihnen. Es ist vorbei. Beruhigen Sie sich, ich werde die Polizei rufen", sagte der Mann. Und schon wieder passierte es: Wegen der Vorfälle in dem Zug und der Blutflecke auf dem Pullover unter der Jacke bekam ich wieder diffuse Angst. Ich würde bei der Polizei vermutlich in Erklärungsnot kommen und in den Hamburger Mordfall verwickelt werden! Das könnte Komplikationen geben! Man würde mich verdächtigen, das Ganze würde mir wertvolle Zeit rauben. Darauf hatte ich keinen Bock.

"Nein, es geht schon. Wirklich. Es geht schon", sagte ich.

"Sie sind verletzt. Soll ich Sie ins Krankenhaus bringen? Die Polizei rufen?", schlug der Mann wieder vor. "Nein. Es geht. Ich komme schon klar."

"Sie sind verletzt. Überfallen worden. Sie müssen Anzeige erstatten bei der Polizei", mahnte der Mann. "Mein Freund läuft dem Täter schon hinterher. Wir müssen ihn kriegen."

"Danke. Es geht schon", sagte ich.

"Sie wollen nicht? Wieso?"

"Ich bin etwas durcheinander. Jagen Sie besser den Täter. Ich bleibe hier! Ich komme schon klar. Am Alexanderplatz ist eine Polizeiwache. Da können Sie zur Polizei gehen."

"Und Sie wollen tatsächlich nicht mitkommen? Es wäre einfacher, wenn Sie mitkommen," sagte der Mann. "Nee. Das machen Sie besser alleine. Für mich. Ich wurde niedergeschlagen. Meine Beine und mein Kopf tun mir weh. Das ist aber nicht so schlimm, dass ich nicht laufen könnte. Ich könnte laufen... Aber zum Alexanderplatz ist mir das zu weit. Sie verstehen das sicher", sagte ich. "Sie warten hier?", fragte der Mann besorgt.

"Ja, sicher."

Dann rannte auch er los. Ich sah ihn seinem Freund hinterherlaufen. Er rannte entlang der Rathauspassagen, Richtung Fernsehturm, Richtung Bahnhof Alexanderplatz ... Ich nahm alle Kraft zusammen und tappte ihm kurz darauf benommen hinterher. Eigentlich sollte ich wirklich auf ihn warten aber ich hatte keine Geduld mehr. Denn vielleicht würde er nicht wiederkommen und ich würde ewig im Dunkeln warten müssen. Ich lief schneller, rannte schließlich und verlor ihn doch aus den Augen. Er verschwand, war einfach weg. So wie sein Freund. Auch vermutete ich, dass der Täter über alle Berge war.

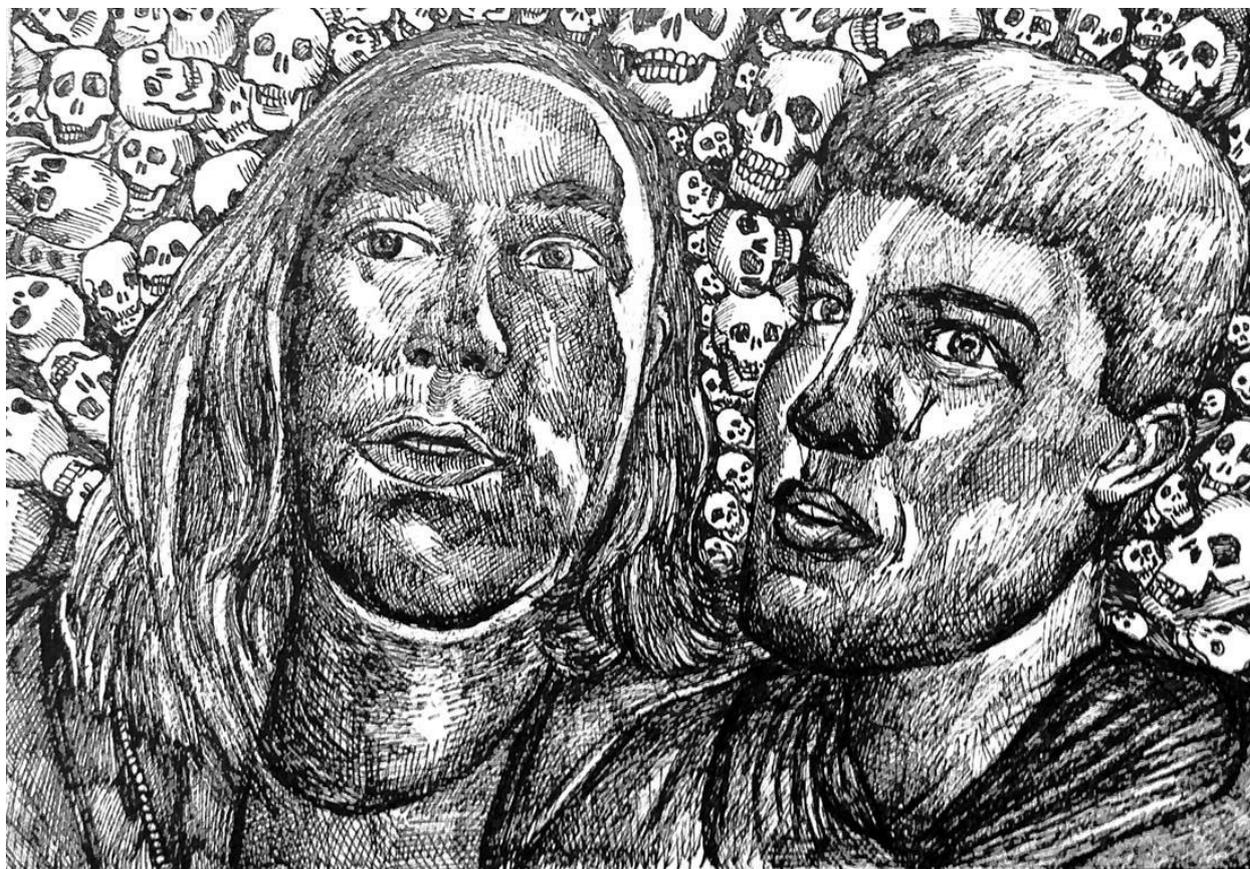
Ich konnte nicht mehr rennen, war völlig fertig. Meine Gedanken kreisten wieder. Vielleicht hatte der BikeTaxi-Fahrer sich nur am Finger verletzt und war jetzt in seiner Wohnung irgendwo bei einem Freund oder einer Freundin und ließ sich die Wunde verbinden, dachte ich in meinem Alkohol bedingten Wahn und blendete aus, was gerade mit mir passiert war. Doch das war Quatsch. Ich wurde zweimal überfallen: Am Rathaus und vorhin in der Bahn. Vielleicht war der BikeTaxi-Fahrer doch verletzt, vielleicht tot – die umgekippte Tasse, Kaffeekanne, Blutstropfen sprachen ebenso dafür, wie dass das Bike nicht angeschlossen war. Und noch immer konnte ich nicht begreifen was passiert war. Ich stand auch unter Schock: "Im Zug wurde ich

überfallen. Jetzt hier? Was ist los auf der Welt. Besonders seit der Corona-Krise. Endzeit. Drehen jetzt die meisten durch?

Ich schlurfte links am Bahnhof vorbei, rechts die Karl-Liebknecht-Straße runter und stand wenig später wieder auf dem Alexanderplatz. Ich wollte abreisen! Abreisen, unbedingt und sofort zurück nach Hamburg fahren!

Ich tappte eine Weile herum, wischte mir den blutenden Mund, bis ich einer jungen Frau fast in die Arme lief, die gerade von der U-Bahnstation Alexanderplatz kam. Sie war ungefähr Anfang 30, hatte einen "Bubi"-Kurzhaarschnitt und sah damit streng und nicht sehr feminin aus. Obwohl man sie aufgrund ihrer schlanken-sportlichen Figur durchaus als attraktiv oder zumindest apart bezeichnen könnte.

"Huh, woher kommen Sie", quietschte sie erschreckt. "Entschuldigung. Ich wollte Sie nicht anrempeln", sagte ich. "Können Sie mir bitte helfen? Ein Mann verfolgt mich?", flehte sie aufgeregt. "Was?", erwiderte ich. "Da unten", meinte sie und wies mit der Hand Richtung Bahnsteig. "Soll ich nachsehen?", fragte ich. "Nein, seien Sie bloß vorsichtig. Das ist ein Wahnsinniger", warnte sie. "Alle sind hier wahnsinnig! Ich wurde auch überfallen, zweimal", erklärte ich, holte eine Bierflasche hervor, erhob sie wütend und schrie: "Sie warten hier oben! Ich laufe nach unten. Wenn ich den Typ erwische! Ich bin sauer. Dann lief ich kampfbereit mit der Flasche in der Hand die Treppen runter. Schon auf der Hälfte der Treppe schallte mir Gebrüll entgegen. Das Gebrüll eines Wahnsinnigen: "Schwein. Corona. Ich kriege Euch alle!" Ich bekam Angst und rannte schnell wieder die Treppe nach oben zu der jungen Frau. "Wären Sie ganz runtergelaufen, wär´ ich sofort weg gewesen", meinte sie. "Der Typ ist ja total irre", sagte ich. "Können Sie mich von hier wegbringen? Mich begleiten? Ich muss nur dort zur Hirtenstraße, zu meiner Wohnung."



ANTON UND SYLVIA HABEN ANGST UND VERSUCHEN ZU ÜBERLEBEN.

"Ja. Sicher."

"Ich kann nicht alleine gehen. Diese Nacht. Diese schreckliche Nacht!"

"Wir müssen diese Nacht irgendwie zusammen überstehen", sagte ich, "Ich bring Dich gerne zu Deiner Wohnung. Lass uns schnell von hier verschwinden."

Dann entfernten wir uns schnell von der U-Bahn und liefen über den Alexanderplatz. Ich dachte an das BikeTaxi. Es stand immer noch verlassen dort und ich dachte an den Fahrer aber ich konnte mich nicht darum kümmern. Ich griff einen neuen Chantré aus der Tasche und trank nur einen kleinen Schluck. Dann bremste ich mich und steckte die Flasche wieder weg. "Ein BikeTaxi-Fahrer hat mich hierher gebracht mit dem BikeTaxi. Der ist auch verschwunden", erzählte ich. Aber die Frau schien nicht zuzuhören. "Ich will nur weg", sagte sie, "schnell weg!" Sie dachte nur an sich. Ich setzte eine Maske auf. Sie setzte sich noch immer keine Maske auf. Als wir ungefähr 100 Meter gelaufen waren, blickten wir uns zur U-Bahnstation um. Dort sahen wir einen Mann die Treppe von unten hochkommen. Mit einer Flasche in der Hand. Er fluchte. Wankte. Schrie: Ihr Idioten! Scheiß Corona!"

"Ein schrecklicher Typ", sagte sie.

"Ja. Durchgedreht in der Corona-Krise", bemerkte ich.

"Sicher".

Dann verschwand der Mann in der Nacht. Ich hörte etwas klirren. Vermutlich hatte er die Bierflasche auf das Pflaster geschmissen. "Sie haben ja einen Zahn verloren", bemerkte die Frau und blickte mich erschrocken an.

"Ich wurde überfallen. "Sie sollten die Polizei rufen", sagte sie.

"Werde ich später tun. Ich bringe Sie erst zu ihrer Wohnung", sagte ich.

"Besser", sagte sie. Und dann gingen wir beide eine Weile schweigend durch die Straßen.



ANTON UND DIE FRAU NAMENS SYLVIA GEHEN DURCH DIE STRASSEN AM ALEXANDERPLATZ

Wir verließen den Alexanderplatz und gingen eine Weile an der Karl-Liebknecht-Straße entlang. Wir fühlten uns nur sicher, weil ab und zu ein Auto die Straße entlangfuhr. Wir gingen durch mehrere Straßen und unterhielten uns. Ich hatte in diesem Augenblick wieder das Bedürfnis gehabt, zur Chantré-Flasche zu greifen, ließ es aber doch sein.

Dann erreichten wir die Hirtenstraße (von der ich noch nie gehört hatte). "Warum tragen Sie eine Maske?", fragte mich die Frau. Ich wusste zunächst nicht, warum sie mich das fragte. "Weil ich mich schützen will", sagte ich, "ist doch logisch. Wegen Corona. Und Corona-Mutationen".

"Aha. Wie die Politiker das sagen, schön brav Maske tragen?", lachte sie.

"Ich trage die Maske, weil ich mich schützen will", entgegnete ich.

"Sie sollten sich lieber von diesen Typen schützen", konterte sie kühl.

"Ich denke, ich mach das schon".

"Scheiß Tag. Ich habe Streit mit meinem Freund. Er macht wohl Schluss. Alles Scheiß seit Corona. Fast alle pleite. Dann alles geschlossen. Man kann noch nicht mal Glühwein trinken", maulte sie.

"Ich muss mich vor Corona schützen. Ich möchte auch nicht über Politik sprechen, da ich politisch neutral bin. Ich wollte mich schützen und das ist alles. Ich bin nur hier, weil ich Arbeit suche, einen Job. Und Inspirationen", sagte ich.

Ich hatte die Nase voll: "Eine Corona-Leugnerin. Auch das noch! Ein mieser Abend", dachte ich und nahm innerlich von der Frau mit ihrer Gesinnung Abstand.

Es war ein Kontakt ohne wirklich innere Nähe. In dieser steingrauen Welt um uns herum. Ich wollte sie aus einem Pflichtgefühl und gewissem Beschützerinstinkt nur sicher nach Hause bringen. Was ich auch gerne tat. Mehr nicht. Denn ich hatte in Hamburg Familie! Und mehr wollte sie auch nicht. In Zeiten des Social Distancing. Auf einmal wurde sie zutraulich: "Haben Sie ein Hotel?", fragte sie.

"Nein. Es ist jetzt zu spät. Hab kein Bock darauf. Ich bleib draußen und mache durch. Morgen reise ich wieder nach Hamburg zurück".

"Suchen Sie wirklich nur Arbeit und Inspirationen? Oder auch was anderes? Vielleicht wollen Sie weg oder auch gegen etwas demonstrieren? "

"Nein. Aus politischen Demonstrationen halte ich mich heraus. Ich suche nur Aufträge, Arbeit. Das erledige ich meistens früh. Ich bin wirklich nur hier, weil ich Arbeit und Inspirationen für meine Werke suche", stellte ich klar.

"Sie können doch nicht die Nacht draußen verbringen", sagte sie, "Sie erfrieren ja."

"Dann erfriere ich eben. Dann habe ich die scheiß Corona-Zeit hinter mir".

"Es gibt Obdachlosenunterkünfte. Da gibt es Anlaufstellen". Jetzt wirkte sie zumindest etwas sympathischer. Auch, wenn da immer noch keine freundschaftliche Verbundenheit entstanden war, was ich im ersten Moment der Begegnung nicht erwartet hatte. Wir versuchten als "Team" (falls die Bezeichnung zutraf) die Situation zu überstehen. Ich würde sie nach Hause bringen und ich hätte mein "soll" erfüllt.

"Nein", sagte ich, "Ich bleib draußen. Van Gogh hatte auch bei Sturm und Wetter gemalt, war auch nachts draußen. Ich überstehe das schon", sagte ich.

„Was machen Sie beruflich?"

"Ich bin Grafiker. Es ist grad schwer für Künstler", sagte ich. So Viele fragten mich, was ich beruflich mache und ich war genervt. Immer dieselbe Frage "Was machst Du beruflich? Was machst Du beruflich?" und immer musste ich antworten: "Ich bin Grafiker ..." – Einer, der in der Corona-Krise keine Arbeit hatte. Ich hatte keine Lust mehr darauf!

"Wie heißt du eigentlich?", fragte sie.

"Ich bin der Anton. Anton Meissner", sagte ich.

"Und wie heißt du?", fragte ich. "Ich heiße Sylvia. Sylvia Seifert", antwortete sie. Dann erreichten wir ihre Wohnung.

"Hier wohne ich", sagte Sylvia kühl.

"Gut. Ich habe meine Pflicht getan und Sie sicher nach Hause gebracht. Dann wünsche ich Ihnen schöne Nacht", sagte ich.

"Aber nicht, dass Sie denken, Sie könnten zu meiner Wohnung raufkommen", sagte sie. Ich lächelte zynisch: "Ich habe nichts anderes erwartet. Ein Mann mit Zahnlücke ist nicht das Gelbe vom Ei. Außerdem habe ich Familie ..."

"Ich wünsche Ihnen alles Gute. Suchen Sie sich eine Unterkunft. Obdachlosenheim", sagte sie.

"Sie brauchen sich nicht um mich zu kümmern. Ich komme zurecht. Danke", sagte ich. Und ich ging, ohne mich umzudrehen. Dann hörte ich die Haustür des Mietshauses in der Hirtenstraße schließen. Nach ein paar Metern blickte ich mich doch nochmal um. Dann sah ich Sylvia zum letzten Mal. Sie stand am Fenster. Sie sah mich vermutlich, aber sie winkte nicht. Ich winkte auch nicht. Es war o.k. für mich, wie sie sich verhielt. Weil das aus meiner Sicht nicht anders zu erwarten war.

Ich trabte zurück zur U-Bahnstation Alexanderplatz. Dort unten angekommen blickte ich auf den Plan. Und auch auf die Bahnhofsuhr. In 25 Minuten kam die Bahn! Ich schwitzte. Wartete.

Es kam mir vor wie eine unendlich lange Zeit.

Dann hörte ich ein Geräusch. War hier jemand hier?

Angst schlich wieder in mir hoch. Sie fing an, mich selbst wie ein Würgegriff zu umklammern. Schweiß sammelte sich auf meiner Stirn.

Schon wieder hörte ich ein Geräusch. Es klang wie Schritte.

War hier jemand?" Das konnte nicht sein.

Erneut hörte ich ein Geräusch.

Dann hörte ich ein Rauschen, das immer lauter wurde. Die Bahn kam endlich. Und wenig später hielt sie. Ich lief schnell zur Bahn, riss die Tür auf und stieg ein.

Ich sah niemanden. Es war menschenleer und unheimlich. Auf den zwei langen, die ganze Bahn durchziehenden Sitzbänken links und rechts saß niemand. Ich ließ mich auf eine Bank fallen.

Endlich war ich in Sicherheit!

Dann holte ich mein Handy hervor. "Das Handy ist halbwegs heil. Das geht nur nicht an, weil es nicht aufgeladen ist", dachte ich. Ich kroch auf den Boden und suchte nach einer Steckdose zum Aufladen. Nur eine Steckdose!! Aber es war keine da. "Mist", dachte ich, setzte mich frustriert wieder auf die Bank. Ich steckte das Handy weg und holte mein Tagebuch aus dem Rucksack. Ich kritzelte eine Weile hinein, was geschehen war und brach dann ab.

Ich war zu müde und mir war kalt. "Diese Kälte! Hoffentlich überlebe ich die Nacht. Wäre es nicht besser ein Hotel zu suchen?", dachte ich. Ich beschloss das zu tun.

"Ich muss zum Bahnhof Zoo fahren und dort etwas finden. Eine Übernachtungsmöglichkeit. Wenn es nichts anderes gab, meinetwegen eine Obdachlosenunterkunft. Oder wenigstens eine öffentliche Steckdose, um mein Handy laden und Dinge regeln zu können. Ich hoffte, dass mir jemand am Bahnhof Zoo helfen würde. Falls noch jemand am Bahnhof war!

Eigentlich wollte ich zum Hauptbahnhof fahren, doch ich war vor Schreck in die falsche Bahn gestiegen: In die U2 nach Ruhleben. Damit kam ich natürlich nicht zum

Hauptbahnhof. Also wäre es für mich am Günstigsten, wenn ich am Zoo aussteigen würde!

Ich trank wieder, holte Bier und Chantré hervor. Und wieder wärmte er mich, so kuschelig warm. Und ich wurde immer noch müder.

Eine bleierne Müdigkeit überfiel mich, die nach Aufgabe, Resignation, Verderben und Abgrund roch, und die mir zum Verhängnis werden sollte.

Denn wenn ich fitter wäre, hätte die Nacht vermutlich einen anderen Verlauf genommen...

Der Zug raste unerbittlich.

Jede Station, bei der die Tür aufging, erschrak ich und zuckte hoch, weil ich meinte, dass gleich ein Wahnsinniger einsteigen würde ... Doch jedes Mal ging die Tür auf und schloss sich wieder, ohne dass einer einstieg.

Was für ein Glück!

Ich war jedes Mal aufs Neue angespannt und dann wieder erleichtert. Ich war wohl doch ganz alleine. Und sicher war ich.

Ich freute mich: "Ich habe es geschafft. Toll gemacht!"

Nun war ich mir sicher: "Ich werde diese Nacht irgendwie überstehen.

Ich werde – wenn ich keine Übernachtungsmöglichkeit finde – einfach die Nacht durchmachen, gleich morgen früh einige Telefonate führen und etwas beruflich erreichen. Und dann werde ich sofort mit dem Zug nach Hamburg fahren. Im Zug kann ich mich dann ausruhen und mit gestelltem Handy-Wecker etwas schlafen und bald werde ich meine Familie wiedersehen ..."

Dann hörte ich ein Geräusch.

Sofort stiegen wieder Entsetzen und Angst in mir hoch. Meine Pupillen weiteten sich. Mein Mund öffnete sich und es drang daraus ein Seufzen, ein fast krächzender Laut.

War doch etwas jemand da?!

Vorsichtig neigte ich meinen Kopf zur Seite.

Zuerst sah ich nichts. Doch hinten, ganz am Ende der langen Bank, auf der ich saß, sah ich eine graue Woldecke. Aus der Decke ragten zwei Füße in braunen Winterschuhen raus.

Wohl ein Obdachloser, dachte ich, und hatte das Bedürfnis ihm zu helfen. Er war wohl auf dem Sitz eingeschlafen, rührte sich nicht. Oder war er ein Toter? Ich wollte nachsehen, mich vergewissern. Die Neugier trieb mich.

Mühsam erhob ich mich von der Sitz-Bank. Ich zitterte.

Langsam lief ich den Gang entlang auf die Decke zu und richtete meinen Blick auf das Paar Schuhe. Die kamen mir irgendwie bekannt vor.

Ich kam näher und näher. Und die Angst stieg ...

"Hallo?" Es kam keine Antwort.

Ich kam näher. Ich wiederholte: „Hallo??" Wieder keine Antwort.

Ich war gespannt zum Zerreißen. Ich zitterte und lief immer weiter auf die in der Decke verhüllte Gestalt zu. Ich kam näher und näher und rief immer wieder "Hallo? Hallo?"

Ich wollte schon fast umdrehen und zurücklaufen. Doch ich nahm alle Kraft zusammen.

Ein Teil von mir sagte, dass ich cool sein und das durchstehen sollte.

"Hallo? Antworten Sie bitte", schrie ich, als ich vor der Decke stand.

Plötzlich schnellte eine Hand hervor und die Gestalt riss sich die Decke vom Gesicht. Ich blickte in die hässliche Fratze eines irren Psychopathen.

Es war John, der Mann mit der Kapuze! Er war doch nicht tot.
 ER war HIER!
 John fletschte die Zähne. Die Augen waren blutunterlaufen.
 "Das ist nicht möglich. Niemals. Nein, nein", schrie ich.
 Dann stürzte er sich rasend auf mich, würgte mich.



DER KAPUZENMANN FÄLLT ANTON IN DER U-BAHN AN

Ich bekam keinen Laut aus der Kehle, nicht einmal einen Hilferuf. Ich war wie gelähmt und konnte mich nicht wehren.
 John packte mich. Er schleifte mich rasend schnell zur Tür.
 Er griff an die Tür.
 "Nein, bitte nicht", schrie ich innerlich.
 Es war wie in einem Film, in den ich nicht eingreifen konnte. Es nützte nichts.
 John zog blitzschnell und mit voller Kraft die Bahntür auf. Mit weit aufgerissenen Augen sah ich in den Abgrund und hörte das Rattern des Zuges, fühlte den starken Fahrtwind, der mir entgegendrang.
 Dann spürte ich von hinten einen letzten Stoß und ich stürzte nach vorne.
 Um mich herum wurde es dunkel.



ANTON LIEGT AUF DEM GLEIS. ER WURDE AUS DER BAHN GEWORFEN

Als ich erwachte, war ein Ärzteteam um mich herum. In Schutzanzügen. Überall piepten Geräte.

Ich wusste zuerst nicht, was mit mir geschah, wo ich war. Ich sah nur diesen technischen Wirrwarr um mich herum und die Leute in den Schutzanzügen. Ich bekam kaum Luft. Ich bekam Spritzen, Untersuchungen ... Bis ich meinen Körper kaum noch spürte. Ich konnte mich an kaum noch was erinnern.

Ja. Ich realisierte allmählich die Situation.

Ich war im Krankenhaus. Und zwar nicht nur wegen der Folgen meiner Stürze, sondern auch mit einer Covid-19-Infektion.

Woher die kam, wusste ich nicht. "Wo habe ich mich angesteckt?" fragte ich mich immer wieder und bekam keine Antwort auf meine Frage. "Ich erinnere mich, dass ich mich schon bei der Abfahrt nicht ganz wohl gefühlt hatte. Aber das konnte viele Ursachen haben. Das war wohl Müdigkeit...? Ich konnte mich in Berlin angesteckt haben als der mysteriöse John mich angegriffen hatte oder vor meiner Berlin-Reise in Hamburg – als ich unvorsichtig war...Obwohl ich eigentlich immer penibel auf Maske und Abstand geachtet hatte.

Aber ich war wohl nicht vorsichtig genug", dachte ich. Dann kam mir immer wieder dieser eine, verzweifelte Gedanke:

"WÄRE ICH KURZ VOR DEM LOCKDOWN NIEMALS NACH BERLIN GEFAHREN. ANNA HATTE RECHT. ICH HÄTTE NIEMALS NACH BERLIN FAHREN SOLLEN!"

Ich wurde künstlich mit einer Atemmaske beatmet.



ANTON LIEGT MIT CORONA IM KRANKENHAUS UND WIRD BEATMET

Nach einigen intensiven Untersuchungen und Tests wurde ich mit meiner Atemmaske von einer Krankenschwester auf ein Zimmer geschoben. Dann war ich dort alleine. Stunden, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen. Zeitweise versuchte ich, Tagebuch zu schreiben. Aber man nahm es mir wieder weg und das Buch lag dann auf dem Nachttisch.

Ich musste damit rechnen, dass meine Zeit gekommen war. Ich musste mit meinem Leben abschließen.

Meine Familie – meine Frau und mein Sohn – waren in den nächsten Tagen ein einziges Mal in Schutzanzügen da, um mich zu besuchen. Ich konnte mit der Atemmaske kaum sprechen. Das war eine Art Abschiedsbesuch – der vom Arzt ausnahmsweise genehmigt wurde – wenn auch nur ganz kurz mit großem Abstand. Dann gingen sie und ich sah sie nie wieder.

Auch mein Vater kam einmal mit Sondergenehmigung. Dann nie wieder, da er nicht gesund war (er redete darüber fast nie).

Von zwei Freunden kam eine Postkarte. Ein paar Blumen. Mehr nicht. Von dem Rest meiner Bekannten hörte ich nie wieder was. Im Grunde genommen hatten sie mich schon abgeschrieben und ich war in ihren Augen so gut wie tot.

Niemand wollte mit einem Covid-19-Erkrankten etwas näher zu tun haben. Sie hatten auch Angst, sich von mir – einem todgeweihten Covid-19-Infizierten – anzustecken. Die Medien schürten zusätzlich diese Angst!

"Weil ich diese verdammte Covid-19-Erkrankung habe, deshalb liege ich hier!"

Ich versuchte, in den darauffolgenden Tagen weiter, Tagebuch zu schreiben. Doch man nahm es mir wieder weg, als sich mein Gesundheitszustand verschlechterte.

Der Arzt meinte, ich könnte mich beim Schreiben zu sehr überanstrengen. Ein Freund von mir wollte das Tagebuch an sich nehmen, wenn meine Stunde kommen würde. Wahrscheinlich war ´s nur Gerede.

Ich regelte alles: Mein Testament. Meinen letzten Willen. Ich hatte nach einem Notar verlangt – der würde vermutlich im Schutzanzug kommen, keine Ahnung.

Ein Kriminalkommissar mit Namen Günther Strohberger besuchte mich in einem Schutzanzug und wollte meine letzten Tage rekonstruieren.

Da es um Ermittlungen ging, wurde der Besuch ausnahmsweise genehmigt – wenn auch mit großem Abstand. (Das galt für die Kriminalpolizei wie für die engsten Verwandten.) Denn das Gespräch war wichtig, um den Fall aufzuklären. Keiner wusste genau, was los war, wer mich aus der Bahn geschmissen hatte. Sie suchten nach einem John. Doch davon gab es viele, auch war das wohl vermutlich nicht sein richtiger Name. Und so fand man ihn bis zum damaligen Zeitpunkt nie. Günther Strohberger fand heraus, so erfuhr ich, dass am Hamburger Hauptbahnhof tatsächlich ein Mann ermordet worden war. Doch wer das getan hatte, war unklar.

„Ich muss Schluss machen, denn gleich wird man mir das Tagebuch wieder wegnehmen ...

Ich bin glücklich, hier liegen zu können und noch atmen zu können."

Damit endeten die Aufzeichnungen von Anton Meissner.

Am Abend verschlechterte sich Meissners gesundheitlicher Zustand dramatisch. Er bekam verstärkt Kopfschmerzen und Gliederschmerzen. Er keuchte, atmete schwer, rang nach Luft und stöhnte. Die Krankenschwester, Christa Rückner, schaute auf der Intensivstation oft nach ihm, versuchte ihm Mut zu machen: "Es wird alles gut. Es wird gut"

Anton konnte nicht reden. Nur gucken. Und keuchen. Sein Blick wirkte verzweifelt. Ängstlich. Er sah nur schemenhaft in Schutzanzügen verummte Gestalten und hörte das Piepen und Summen der Geräte. Christa glaubte, dass Antons Augen tiefer in den Augenhöhlen lagen als zuvor. Er blickte wie ein Mann, der den Tod vor den Augen hatte. Sie kannte solche Blicke. Sie konnte wenig tun. Alles, was getan werden konnte, wurde getan. Gott konnte noch helfen!!

Die Symptome wurden immer stärker. Besonders Schmerzen im Brustbereich setzten ihm zu, Husten und Fieber. Ein schwerer Krankheitsverlauf.

Als die Schwester in ihrer nächsten Schicht den Arzt, Dr. Lohmeyer, nach dem Zustand des Patienten fragte, machte er ein undurchdringliches Gesicht. "Wird Herr Meissner überleben?", fragte Frau Rückner. Sie hatte sich in den letzten Tagen am meisten um Anton Meissner gekümmert. Und mit ihm auch einige Worte gewechselt, bis er nicht mehr reden konnte. Sie war um Antons Gesundheitszustand besorgt.

Dr. Lohmeyer runzelte die Stirn: "Es sieht nicht gut aus. Es ist ein schwerer Krankheitsverlauf. Wir tun unser Bestes." Die Frau senkte den Kopf. Sie wusste, was das bedeutete. Dr. Lohmeyer sagte das immer, wenn die Aussichten für einen Patienten düster aussahen. Christa war erschüttert. Als sie allein war, schlug sie die Hände vor das Gesicht. Und dann weinte sie. Sie hatte selbst ihre Tante im Frühjahr 2020 an Covid-19 verloren. Und dann der Monate anhaltende Stress auf der Arbeit. Die vielen Toten ...

Zwei Tage später unterhielten sich zwei Männer in Schutzanzügen zwischen zahlreichen Maschinen, Kabelwirrwarr und Medikamenten neben einer Bahre. Sie waren die einzigen Personen im Raum.

Die Ärzte und die Krankenschwestern hatten den Raum gerade verlassen.

Ein Mann lag mit nacktem Oberkörper unter einer Decke, die seinen Körper bis zum Hals zudeckte: Anton Meissner.



ANTON MEISSNER LIEGT TOT AUF DER BAHRE.

Er war tot – bleich, leicht gräulich, mit etwas geöffnetem Mund – fast wie mit einem erstorbenem Klageschrei im Gesicht.

Die Atemmaske war ihm bereits nach Eintritt seines Todes abgenommen worden. An Antons Körper – Hals, Genick, Hinterkopf, Beine, Rücken befanden sich immer noch blaue Flecken.

Grelles Neonlicht erleuchtete den kalt und steril wirkenden Raum.

"Er ist tot", sagte der eine Mann.

"Ja", sagte der andere Mann. "Schade. Er hat bis zuletzt gekämpft. zwei Tage und zwei Nächte lang. Er hat es nicht geschafft."

"Die letzte Nacht war besonders schlimm. Er konnte nicht mehr atmen.

"Ja. Er rang um Luft. Kämpfte. Wollte leben. Aber dann wurden die Symptome immer schlimmer. Der Körper immer schwächer."

"Wir haben alles versucht, ihn zu retten. Er hat leider den Kampf gegen Covid-19 verloren."

"Traurig."

"Ja."

"Er hat Hämatome und blaue Flecken."

"Ja. Sie sind schwächer geworden. Er wurde überfallen. So hörte ich."

"Kommt er in die rechtmedizinische Abteilung zur Obduktion?"

"Ich denke, ja."

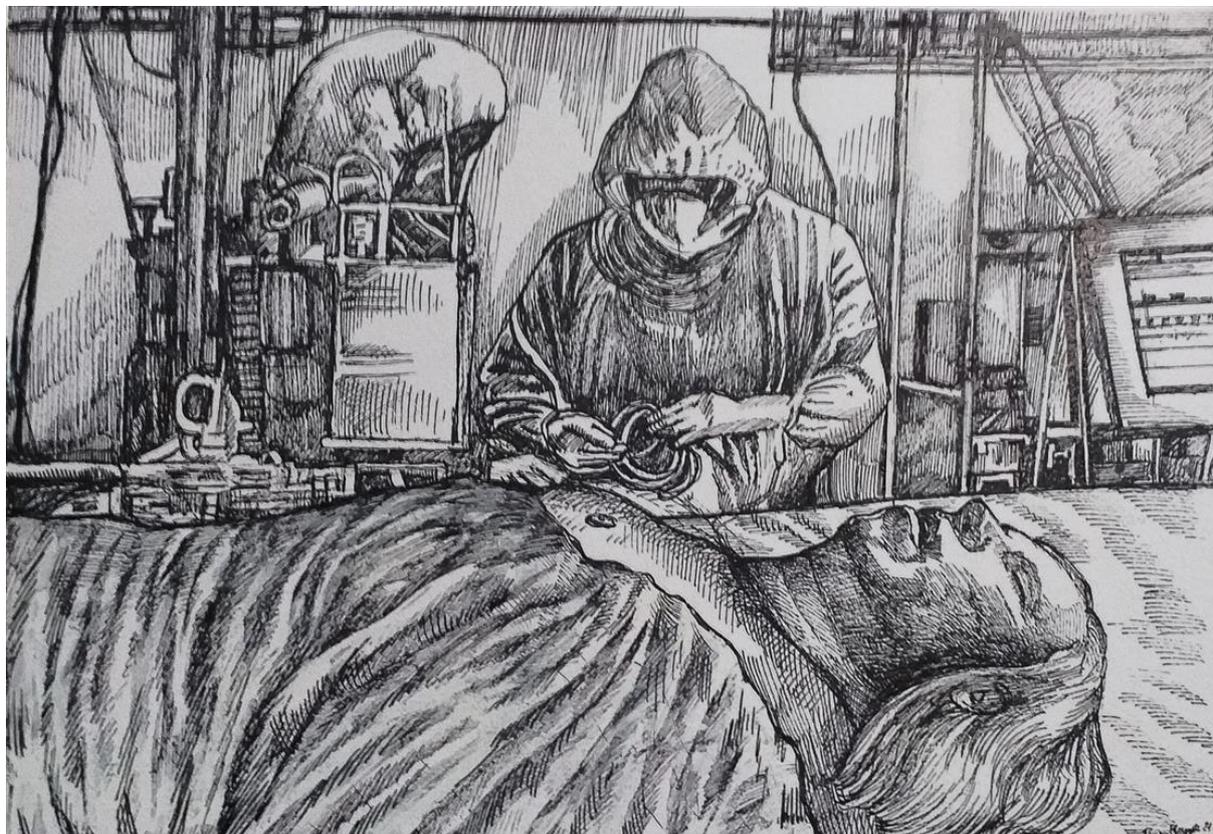
"Die Polizei und auch seine Familie müssen informiert werden."

"Ja."

"Machst Du die Geräte aus? Auch den Computer."

"Ja."

"Und zieh auch die Elektroden vom Brustkorb, Jörg. Und den Festplattenrekorder nicht vergessen."



ANTON IST TOT. DIE APPARATE WERDEN ABGESCHALTET

Jörg beugte sich über den Toten Anton und entfernte die Elektroden vom Brustkorb. Und machte sämtliche Geräte aus. Und zog einige Kabel aus den Steckern. Sein Kollege Sebastian machte die nötigen Aufzeichnungen. "Patient Anton Meissner, 21:43 Uhr an Covid-19 gestorben", schrieb er. Dann sortierte er einige Medikamente, legte sie in die richtigen Schubladen.

"Wie alt war er?"

"44."

"Zu jung."

"Meistens erwischt es ältere Menschen mit Vorerkrankungen. Aber ab und zu auch junge Menschen oder Menschen mittleren Alters."

"Ja. Leider."

"Er wird gleich abgeholt. Gehen wir. "

"Ja."

"Mach das Licht aus."

Dann gingen sie zu Tür, Jörg machte das Licht aus und sie verließen den Raum durch die Schleuse. Auf dem Flur trafen sie auf Dr. Lange.

"Patient, Herr Meissner, wird gleich abgeholt. Das machen Norbert und Ingo. Es wurde gerade angeordnet."

"Ja."

Dann erschienen zwei andere Männer in Schutzanzügen. Die Kollegen Norbert und Ingo. Dr. Lange, Jörg und Sebastian blieben kurze Zeit stehen. Dann gingen sie den Flur entlang. Denn es gab noch andere Patienten. Jede Menge Arbeit. Jede Menge Menschenleben, die es zu retten gab. Doch für Anton Meissner kam jede Hilfe zu spät. Wie auch für viele andere, die es nicht schafften, zu überleben. Meistens ältere Menschen mit Vorerkrankungen. (wobei die meisten Coronainfizierten gerettet werden konnten)

Die zwei Männer, Norbert und Ingo, betraten die Intensivstation. Kurze Zeit später schoben sie die Bahre mit Anton Meissners Leiche aus dem Untersuchungsraum in den Flur. Sie war inzwischen vollständig mit der weißen Decke bedeckt. Dann schoben sie ihn aus dem Gebäude. Dann einen Weg auf dem Krankenhausgelände entlang in Richtung des Leichentransportwagens. Vorbei an dem Schild auf dem stand: "Liebe Besucher. Aufgrund der aktuellen Infektionslage in Deutschland müssen wir zum Schutze der Patienten und Mitarbeiter ein Besuchsverbot aussprechen. In besonderen Ausnahmefällen halten sie bitte Rücksprache an der Schranke. Vielen Dank für Ihr Verständnis!"

Dann wurde die Leiche in den Leichentransportwagen eingeladen. Eine Frau stand am Schild und beobachtete dies. "Schon wieder ein Covid-19-Toter", sagte sie zu sich selbst. Sie hatte Tränen in den Augen. Dann fuhr der Leichentransportwagen weg. Später landete die Leiche Anton Meissner im Tiefkühlfach des Leichenhauses. An seinem Fuß befand sich ein Schild mit seinem Namen. Später wurde die Leiche obduziert.

Zur gleichen Zeit unterhielten sich unweit, in der Dienststelle Hauptbahnhof, fünf Personen über den Fall Anton Meissner.

Das Gespräch wurde protokolliert.

„Anwesende: Kriminalkommissar Günther Strohberger, Jürgen Kurtz, Andreas Henkel, Walter Seitz und die Sekretärin Sabrina Schütz.“ (Gespräche sinngemäß wiedergegeben.)



DIENSTSTELLE HAUPTBAHNHOF

Kriminalkommissar Günther Strohberger, der mit dem Fall Anton Meissner beschäftigt war, besprach den Fall mit seinem Kollegen Jürgen Kurtz, Andreas Henkel und Walter Seitz. Sie saßen an einem Tisch voller Ordner, tranken Kaffee und sprachen über die Ereignisse. Sie kamen zu keinem abschließenden Ergebnis. Vieles blieb unklar. Der Raum stank nach Rauch.

"Anton Meissner ist tot. Covid-19.", sagte Walter Seitz.

"Ja, eines der vielen Opfer der Corona-Pandemie", sagte Günther Strohberger. "Wie hat er sich angesteckt?", fragte Jürgen Kurtz. "Er wurde aus der U-Bahn geschmissen. Fiel auf die Gleise. Im Krankenhaus stellte man Covid-19 fest", sagte Strohberger.

"Der Arme."

"Schlimm."

"Ich versteh nicht, wie jemand eine Person aus dem Zug werfen konnte. Es fehlte bei Anton Meissner ein Zahn. Sein Hemd hatte ältere Blutflecke. Ich frag´ mich, was vor dem Sturz passiert ist", fragte sich Kurtz.

"Er wurde angegriffen, vielleicht von einem Psychopathen. Das kann passieren. Das passierte in der ersten Lockdown-Nacht", erklärte Strohberger.

"Ja", sagte Walter Seitz.

"Was hat er vor seinem Tod gesagt?", fragte Kurtz.

"Ich war im Krankenhaus. Mit Schutzanzug. Ich konnte ihn nur kurz sprechen. Mit Abstand. Er sagte nur etwas von einem John, der ihn aus dem Zug geschmissen hätte", berichtete Strohberger.

"Ja. Das wissen wir schon", sagte Seitz.

"Vielleicht hatte John, der ihn aus dem Zug geworfen hatte, Covid-19. Oder Meissner hatte nicht aufgepasst und sich bei anderen Kontakten angesteckt. Denn die Corona-Mutationen aus England sind sehr ansteckend", meinte Kurtz.

"Kann sein. Wir wissen nicht, wo er sich angesteckt hat", sagte Strohberger.

"Es wundert mich, da seine Familie sagte, dass er stets auf Abstand und Maske geachtet hatte. Er trug auch in der Bahn Maske. Das sah man auch auf der Videokamera", sagte Kurtz.

"Ja", sagte Seitz. "Irgendetwas musste schiefgelaufen sein."

"Vermutlich", sagte Strohberger und trank seinen Kaffee.

"Was suchte er in Berlin? Er war Hamburger", fragte Kurtz.

"Er suchte Arbeit. Das konnte man an der Grafikmappe sehen und einer Job-Annonce, die er in der Tasche hatte", sagte Andreas Henkel.

"Du, Günther, sagtest, dass er den Namen John erwähnt hatte. Hatte er vor seinem Tod Genaueres über ihn sagen können?", fragte Henkel.

"Er flüsterte stockend etwas von einem John, der ihn im Zug angegriffen hatte und dass dieser Mann auch einen Mann im Hamburger Hauptbahnhof abgestochen hat. Aber wir konnten keinen John finden. Das kann ja auch ein falscher Name sein. Und da John vermutlich nicht sein echter Name ist und Anton Meissner sein Aussehen nicht klar beschrieben hat, wird es schwer sein, ihn zu finden", entgegnete Strohberger.

"Hat er den John nicht doch irgendwie beschrieben? Irgendetwas Auffälliges an seiner Persönlichkeit", fragte Seitz nach.

"Nein. Es gibt keine klare Personenbeschreibung."

"Es gibt ein Tagebuch. Aber die Schrift ist zum Teil unleserlich. Auch dort ist ein John erwähnt. Aber auch hier keine klare Personenbeschreibung. Da steht zu wenig Brauchbares drin", sagte Kurtz.

"Er war bei dem Gespräch schon sehr krank und schwach", sagte Günther Strohberger.

"Ja."

"Aber da gibt es Bahn-Überwachungskameras", sagte Seitz.

"Die Überwachungskameras der Bahn zeichnen rund um die Uhr jede Bewegung auf. Auch in den Zügen. Eine Kamera hat ihn gefilmt. Das Video wurde gesichtet. Aber man sah nur sein blutverschmiertes Gesicht. Aber nicht klar, wie er aussah. Es war zu dunkel, er trug Kapuzenjacke", sagte Strohberger.

"Ja. Die Bilder von seinem blutverschmierten Gesicht müssen an die Zeitungen und Fernsehsender weitergeleitet werden. Dann muss nach dem Täter gefahndet werden", sagte Kurtz.

"Das wird schwierig, weil man das Gesicht kaum erkennen kann", sagte Strohberger.

"Aber nach einiger Zeit finden wir ihn", sagte Seitz.

"Das Filmmaterial muss genau durchgesehen werden. Wir müssen eine chronologische Abfolge der Ereignisse erstellen. Es muss festgestellt werden, woher der Täter kam, wohin er ging, wen er alles getroffen hat. Und wir müssen herausfinden, was ihn dazu trieb, Anton Meissner anzugreifen und aus der Bahn zu schmeißen", stellte Strohberger fest.

"Genau."

"Auch müssen wir über das Opfer Anton Meissner mehr herausfinden. Woher er kam, wohin er ging, wen er alles getroffen hatte. Wie er seine Freizeit verbracht hat", sagte Strohberger.

„Ja“, bestätigte Seitz.

"Da können Verwandte, Freunde, Familienmitglieder helfen."

"Ja"

"Jeder Kontakt hinterlässt Spuren. Wir brauchen Beweise. Wir müssen den Kreis der Verdächtigen eingrenzen", sagte Strohberger.

"Ja."

"Wir werden auch die Daten und das Filmmaterial von seinem kaputten Handy auswerten. Seine Frau stellt auch uns sein Laptop zur Verfügung", bemerkte Strohberger.

"Ja."

Eine Zeit saßen sie schweigend an dem Tisch. Dann klingelte das Telefon. Günther Strohberger stand auf und ging zum Telefon. Die Kollegen Jürgen Kurtz, Andreas Henkel und Walter Seitz saßen immer noch mit ihren Kaffeetassen an dem Tisch und sprachen über die Ereignisse. Sie kamen zu keinem abschließenden Ergebnis. Vieles blieb unklar.

"Der Fall wird nicht einfach sein. Es muss nachgewiesen werden, ob John den Mann im Hamburger Hauptbahnhof auch wirklich ermordet hat", sagte Kurtz.

"Wir werden abwarten. Müssen zuerst den John finden", sagte Henkel.

Dann kam Günther Strohberger von dem Telefonat zurück: "Es hat sich etwas Neues ergeben." Er klang optimistisch.

"Was?!", fragte Seitz.

"Ich habe mit jemandem von der Dienststelle Hamburg-Hauptbahnhof gesprochen. Sie haben einen Mann geschnappt, der vermutlich den Mann am Hauptbahnhof mit dem Messer getötet hat. Torsten Siebert. Der von uns gesuchte John hat also mit dem Mord an dem Mann am Hamburger Hauptbahnhof wahrscheinlich nichts zu tun. Die Indizien deuten darauf hin", sagte Strohberger.

"Ein anderer Mann hat den Mann am Hauptbahnhof ermordet und nicht John? Ich verstehe das nicht", sagte Kurtz.

"Ja. Es hat sich herausgestellt, dass ein anderer Mann den Mann im Hamburger Hauptbahnhof ermordet hat. Und nicht der Mann mit der Kapuze", erklärte Strohberger.

"Nicht der Mann mit der Kapuze? Das ist merkwürdig."

"Ich zweifle daran, dass die Kollegen in Hamburg den richtigen Mann erwischt haben. Vielleicht war dieser Torsten Siebert ein Komplize von dem Mann mit der Kapuze. Der Tatverdächtige muss gründlich verhört werden, Beweise gesammelt werden, Augenzeugen müssen gesucht und befragt werden. Wir müssen alles prüfen. Bis jetzt habe ich kein abgerundetes Bild", sagte Kurtz.

Denken Sie, dass John der Täter ist?", fragte Henkel.

"Ich denke, ja. Ich stimme Kollegen Kurtz in der These der Komplizenschaft zu. Jedoch kann auch John den Mann ermordet haben und Siebert war dessen Komplize", sagte Strohberger.

"Kann auch möglich sein", sagte Henkel.

"Und warum hat John den Mann überfallen? Das Motiv ist mir nicht so klar", warf Kurtz ein.

"Der ist corona-verrückt geworden. Und es werden täglich mehr Verrückte", sagte Strohberger.

"Gab es nicht noch mehr Fälle in Berlin am 15./16. Dezember?", fragte Kurtz.

"Ja. Ein Mann wurde ermordet. Mehrere brachten sich um. Handtaschendiebstähle, einige haben randaliert, mehrere Obdachlose erfroren. Ein Mann lag auf der Straße. Da wär fast ein Auto über seinen Kopf gefahren, so hörten wir. Dann wurde so ein BikeTaxi-Fahrer am Alexanderplatz überfallen", erzählte Strohberger.

"Gibt es da eine Verbindung zu Anton Meissner?", fragte Henkel.

"Das wissen wir nicht. Der BikeTaxi-Fahrer wurde niedergeschlagen. Man fand ihn später verletzt in einem Hauseingang am Alexanderplatz. Er hatte nichts mitgekriegt.

Er kann auch zu dem Täter nichts sagen!"

"Wir werden ihn nochmal befragen", sagte Strohberger.

"Da ist vieles verrückt. Und viele werden immer verrückter. Wir bekommen immer mehr Fälle", sagte Kurtz.

"Hoffen wir, dass wir die Pandemie und den dritten Lockdown überstehen", sagte Henkel.

"Das hoffe ich auch", sagte Kurtz.

"Wir geben das Bild der Überwachungskamera von John an die Medien. Und die knappen Informationen zu Körpergröße und geschätztem Alter. Auch die Informationen aus dem Tagebuch. Vielleicht werden wir Zeugen finden. Mehr kann man nicht tun", sagte Strohberger.

"Stimmt. Abwarten", sagte Kurtz.

Das Telefon klingelte wieder. Günther Strohberger stand auf und ging mit dem mobilen Telefon in die Ecke des Raumes, wo ein großer Aktenschank stand. Akten von gelösten und ungelösten Fällen. "Ja. Hier Strohberger. Dienststelle Berlin Hauptbahnhof. Ja ... was gibt es denn? Gefunden?"

Die Kollegen verstummten und lauschten Günther Strohbergers Reaktionen und beobachteten seine Gesten. Dann kam Strohberger zurück an den Tisch und setzte sich.

"Sie haben ihn?", fragte Kurtz.

"Ja. Sie haben den Mann mit der Kapuze. Er war schon in Frankfurt. Jemand hatte ihn erkannt und rief die Polizei. Die Polizei hatte ihn gejagt. Er war dann in ein Mietshaus eingedrungen, fuhr bis in die obere Etage. Und dann ist er vom Hausdach, von ganz oben runtergesprungen", erzählte Strohberger.

"Also Selbstmord?", fragte Kurtz.

"Selbstmord", sagte Strohberger.

"Tragisch", sagte Henkel.

"Meine Trauer hält sich in Grenzen. Wenn ein Mörder sich umbringt, spart der Staat Geld. Gerichtskosten, Gefängnisunterbringung, Anwaltskosten, Ermittlungskosten...", sagte Seitz.

"Sag das bloß nicht laut", sagte Strohberger.

"Ja", sagte Seitz.

Sabrina Schütz verzog das Gesicht. "Dann hat John also den Mann am Hauptbahnhof umgebracht und auch Anton Meissner, indem er ihn aus dem Zug geworfen hatte", sagte Kurtz.

"Ja", sagte Strohberger, „mit den starken Sturz-Verletzungen hatte er gegen Covid kaum eine Chance“.

"Leider gibt es kein Geständnis. Da er ja tot ist", sagte Kurtz.

"Er war es. Darum hat er sich ja umgebracht. Es gab keinen Ausweg. Torsten Siebert hatte auch inzwischen gegen ihn ausgesagt", sagte Strohberger.

"Dann war Torsten Siebert sein Komplize. Dann hatten sie zusammen den Mord an dem Mann am Hauptbahnhof geplant und durchgeführt?", fragte Kurtz.

"Ich erkläre alles von Anfang an. John und Torsten Siebert waren beide in der Corona-Krise arbeitslos geworden, hatten kein Geld und fingen an, kleine Überfälle zu organisieren. Einbrüche. Dann Handtaschenraub und Raub von Portemonnaies, zum Beispiel am Hamburger Hauptbahnhof. Sie hatten am 15.12. schon ca. 250 Euro erbeutet. Dann wollten sie einen 20jährigen Mann ausrauben. Doch der Überfall ging schief: John lenkte den jungen Mann – Ingo Bremer hieß er – ab und Torsten Siebert wollte ihm das Portemonnaie entreißen. Dann zog Bremer plötzlich ein Messer, um sich zu verteidigen. In Panik zog John – er hieß übrigens Johannes Peters – auch ein Messer. Dann war es zu einer Messerstecherei gekommen. Das

lief völlig aus dem Ruder. Der junge Mann war grad darauf fokussiert, John in Schach zu halten, derweil griff Torsten ihn von hinten an, schlug ihm eine Bierflasche auf den Kopf. Diesen Moment nutzte John aus und stach auf Ingo Bremer ein, der tödlich verletzt zusammenbrach. Das ging so schnell. Dann flohen beide vor der Polizei. John wollte schnell nach Berlin reisen zu seinen Eltern und er nahm den nächsten Zug. Torsten hatte weniger Glück und wurde kurz darauf geschnappt. Und am Ende haben wir beide gekriegt", erzählte Strohberger.

"Richtig. Unsere Ermittlungsmethoden – auch durch die DNA-Analyse – sind so weit fortgeschritten. Wir kriegen 95 Prozent der Täter. Auch wenn wir einige nicht sofort fassen. Wir kriegen sie doch. Sie können zittern und sich verstecken, wo sie wollen – irgendwann klopfen wir an ihre Türe und dann haben sie", sagte Kurtz.

"Ja", sagte Seitz.

"Und Anton Meissner wusste einfach zu viel und deshalb sollte er sterben. Da gab es auch schon vorher einen Kampf", sagte Kurtz.

"Schrecklich", sagte Seitz.

"Und am Ende starb Anton Meissner an Corona, als er schon in Sicherheit und fast gerettet war. Was für ein Pech", sagte Henkel.

"Vermutlich war John Covid-19-infiziert und hat Anton angesteckt. Das werden wir wissen, wenn Johns Leiche untersucht worden ist", sagt Strohberger.

"Ja."

"Kein Wunder. Die Zahl der Corona-Infektionen steigt auch immer mehr. Es gab und gibt zu viele, die nicht auf Abstand und Maske achten. Und einige feiern auch unerlaubte Partys", sagte Kurtz.

"Ja, stimmt. Traurig", sagte Strohberger.

"Ich muss auch sagen, dass die Täter völlig unvorbereitet vorgingen", sagte Henkel.

"Ja. Waren corona-verrückt", meinte Strohberger.

"Verrückte Zeit", sagte Kurtz.

"Ja. Und es werden immer mehr Verrückte. In dieser Corona-Zeit. Da werden noch viele durchdrehen. Ich bin froh, dass wir den Fall Anton Meissner aufgeklärt haben. Ich wollte das zügig vom Tisch haben", sagte Strohberger.

Die Kollegin Sabrina Schütz verzog das Gesicht. Sie störte, dass Anton Meissner für die Kollegen nur ein FALL war.

Ein Fall war unter vielen.